

Das neue Baugesetzbuch (BauGB) hat Januar 1986 im Deutschen Bundestag seine erste Lesung hinter sich gebracht – mit Lob von der Regierungsmehrheit und Tadel von der Opposition. Mai 1983 kündigte die Regierungserklärung von Helmut Kohl an: es sollte das Städtebaurecht grundlegend überprüft, vereinheitlicht, gestrafft und in einem neuen Baugesetzbuch kodifiziert werden. In dieses Vorhaben hat man viel Aufwand gesteckt: Materialien erarbeitet (z. B. Heft 03.108 der Schriftenreihe des BMBau), Fachtagungen veranstaltet (z. B. die der Konrad-Adenauer-Stiftung 1984), empirische Untersuchungen angestellt (z. B. die von Schäfer und Schmidt-Eichstaedt), Journale gefüllt (z. B. die Stadtbauwelt Nr. 85), was schließlich Herbst 1985 zu einem Referentenentwurf und dann zu einer Regierungsvorlage führte.

Allerdings war den Gesetzgebungsvorgaben ursprünglich ein längerer Atem gegönnt: Bis 1987 Erarbeitung von Leitlinien für ein neues Städtebaurecht und erst in der nächsten Legislaturperiode die Vorlage eines Gesetzentwurfes. Die nun unnötig rasch präsentierte Regierungsvorlage ist ziemlich mager – in jeder Hinsicht: weder erfüllt sie kühne Hoffnungen, noch bestärkt sie deprimierende Befürchtungen. Das neue BauGB besteht im wesentlichen aus dem in einigen – nicht immer unwesentlichen – Punkten geänderten BBauG und dem um den Förderungsteil gekürzten Städtebauförderungsgesetz – die Bundesbeteiligung an der Förderung von Sanierungsvorhaben und damit die Mischfinanzierung soll Ende 1987 auslaufen. Was der Name suggeriert – ein Baugesetzbuch –, wird nicht geschaffen.

An der überkommenen Zergliederung unseres Baurechts in Bauplanungs- und Bauordnungsrecht wollte niemand rühren. Denn das hieße, die Frage der Verteilung der Gesetzgebungszuständigkeit zwischen Bund und Ländern neu aufzurollen. Es bleibt daher bei der unbefriedigenden Überlappung von bundes- und landesrechtlichen Regelungen städtebaulich bedeutsamer Fragen, wie Abstände, Bauweise, Verhältnis von bebauten zu unbebauten Flächen und deren Nutzung.

Statt also das Baurecht bundeseinheitlich zu gestalten, zeigt die Vorlage eher noch die Tendenz, die Regelungskompetenzen der Länder zu stärken, so im Förderungsrecht, bei der Regelung der Erschließung und Wertermittlung und bei der Enteignung. Da auch die Bauordnungsnovellen in den Ländern die neue Musterbauordnung nicht konsequent umsetzen, ist das Ergebnis der laufenden Bundes- und Landesgesetzgebung gerade nicht Vereinheitlichung des Städtebaurechts, sondern mehr Buntheit – was nicht unbedingt ein Nachteil sein muß. Denn die Länder können nun ihr Recht auf Landesebene vereinheitlichen, also etwa die Unterschiede bei den Enteignungsverfahren beseitigen. Außerdem könnten durchaus, etwa im Förderungsrecht, regionale Unterschiede berücksichtigt werden.

Nachteilig für die zukünftigen Aufgaben der kommunalen Planung und ihrer Umsetzung mit Hilfe rechtlicher Instrumente ist, daß keine Lösung zur Harmonisierung

paralleler Regelungen in wichtigen Überschneidungsbereichen gesucht und gefunden wurde: Neben der schon erwähnten Konkurrenz von Bauordnungs- und Bauplanungsrecht hätte insbesondere eine Harmonisierung von Planungsrecht und Immissionsschutzrecht (was hat der Bebauungsplan, was hat die Anlagengenehmigung zu regeln?), von Bauleitplanung und Landschaftsplanung (welche Bindungswirkung hat der Landschaftsplan für die nachfolgenden Planungen?) von Stadterneuerungsrecht und Recht des Denkmalschutzes (staatliche oder kommunale Aufgabe?) angepackt werden müssen.

Übergreifende Aufgaben einer Kodifikation – mit dem Namen wird ja an eine Gesetzgebungstradition angeknüpft, wie sie mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch oder dem Strafgesetzbuch einmal begründet wurde – hat die Vorlage aber gar nicht zu lösen versucht. Der Name ist also weniger ein Programm, eher eine Irreführung. Doch ist, was sich im überkommenen Regelungsbereich des BBauG ändern soll, auch nicht unbedeutend. Zwei Komplexe möchte ich kurz beleuchten: Das Verfahren der Bauleitplanung und die Zulässigkeit von Vorhaben. Der Entwurf will Bauleitplanung erleichtern, insbesondere Verfahren abkürzen. Das Ziel ist sicher löblich, das gewählte Mittel aber höchst problematisch: Indem der Entwurf die formalen Anforderungen an die Verfahren der Bauleitplanung erheblich reduziert, eröffnet er den Gemeinden den Spielraum, zwischen öffentlich-partizipativer und bürokratisch-arkaner Planung nach Opportunität oder auch Überzeugung wählen zu können. Das neue Gesetz erzwingt nur noch an wenigen Punkten Öffentlichkeit: ortsübliche Bekanntmachung des Aufstellungsbeschlusses, Offenlegung und Satzungsbeschluß. Zudem sollen nur noch solche Träger öffentlicher Belange beteiligt werden, die von der Planung berührt sein können. Konsequenz dieser „Entbürokratisierung“, die eher eine „Entpolitisierung“ ist, muß nicht sein, daß kommunale Planung allenthalben weniger öffentlich ist. Aber viel spricht dafür, daß das Gesetz dann und dort negative Auswirkungen hat, wo Öffentlichkeit besonders

lästig ist oder sich sowieso schwer tut, also dringend erforderlich wäre. Verstärkt wird dieser Verdacht dadurch, daß der Entwurf bestehender Argumentationslasten erleichtert: Die Kommune braucht sich über Abweichungen von einem Entwicklungsplan nicht mehr zu äußern (Streichung von § 1 Abs. 5 BBauG), Grundsätze für soziale Maßnahmen bzw. für den Sozialplan sind nicht mehr erforderlich (Streichung von § 13 a BBauG) und die Anforderungen an die Begründung des Bebauungsplanes werden geringer (Streichung von § 9 Abs. 8 S. 2-5 BBauG).

Wesentlich ist auch die beabsichtigte Erweiterung der Zulässigkeit von Vorhaben. Immerhin gehen die Aufweichungen der bestehenden Regelung für Vorhaben im Außenbereich nicht ganz so weit, wie man aufgrund der „Materialien“ zunächst befürchten mußte. Doch sollen nun – um ein Beispiel zu nennen – im Außenbereich Betriebe erweitert werden können, „wenn die Erweiterung im Verhältnis zum vorhandenen Gebäude und Betrieb angemessen ist“ – bislang forderte § 35 Abs. 5 Ziffer. 5 BBauG, daß „die Erweiterung notwendig ist, um die Fortführung des Betriebes zu sichern“.

Auch im unbeplanten Innenbereich räumt der neue § 34 bestehenden Betrieben ein weites Privileg ein: Neuerrichtung, Erweiterung, Änderung und Nutzungsänderung eines Betriebs ist genehmigungsfähig, wenn das Vorhaben zur Fortführung des Betriebs notwendig ist und gesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse wie nachbarliche Belange gewahrt bleiben. Weder muß sich das Vorhaben in den Bestand einfügen, noch muß es die Anforderungen des jeweiligen Baugebietstyps erfüllen. Diese Regelung macht eine sich von Vorhaben zu Vorhaben handelnde Umstrukturierung eines Gebiets möglich, sie lädt geradezu zum Verzicht auf einen steuernden Bebauungsplan ein. Daß eine Befreiung von Festsetzungen leichter erteilt werden kann – heute, wenn städtebauliche Gründe die Abweichung rechtfertigen, morgen, wenn sie städtebaulich vertretbar ist – rundet das Bild ab. Statt das Bauen im Innenbereich einseitig zu erleichtern, hätte ein neues Bauge-

setzbuch die Aufgabe gehabt, Zulässigkeitsvoraussetzungen unter ökologischen Voraussetzungen zu präzisieren. Ein Weg hierzu besteht darin, die Qualität der verbleibenden Freiflächen, ihre Benutzbarkeit für Bewohner und Beschäftigte, ihr Beitrag zum Stadtklima und ähnliches zum Maßstab der Zulässigkeit zu erheben; die neue gesetzliche Regelung hätte zu lauten: Ein Vorhaben im Innenbereich hat sich nicht nur in die vorhandene Situation einzupassen, sondern auf die Stadtkölogie positiv auszuwirken.

Was diese Art von Gesetzgebung so ärgerlich und auch so gefährlich macht, sind aber nicht so sehr die Veränderungen im einzelnen, sondern die Ignoranz der Gesetzesmacher gegenüber den Regelungsbedürfnissen. Für eine ökologische Regelung der Stadtplanung, die eine deutlich sichtbare Aufgabe der Kommunen in der Gegenwart und für die nächsten Jahre ist, gibt es kaum neue Instrumente, obwohl hierfür zahlreiche Vorschläge gemacht wurden. Ähnliches gilt für die viel diskutierten Gemengelage, für Industriebrachen und ihre Umnutzung, für die Innenentwicklung und die Freiraumsicherung.

Die Baunutzungsverordnung soll selbstständig bleiben – angesichts ihrer praktischen Bedeutung auch eine Sünde wider das Kodifikationsziel –; über ihren zukünftigen Gehalt soll erst noch beraten werden. Es ist daher auch nicht absehbar, ob der neu eingefügte Grundsatz des sparsamen und schonenden Umgangs mit Grund und Boden in entsprechende Festsetzungen zum Maß der Nutzung und zu den überbaubaren sowie nicht überbaubaren Flächen umgesetzt werden kann. Die Ergänzung des Katalogs von § 9 BBauG um die Möglichkeit, Höchstmaße für Baugrundstücke festzusetzen, ist zwar ein Ansatz für die bessere Durchsetzung flächensparenden Bauens, aber auch nicht mehr.

Ähnliches kann man zur Umsetzung des neu eingefügten Ziels Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen sagen. Daß nun auch Flächen für Maßnahmen zum Schutz, zur Pflege und zur Entwicklung der Landschaft festgesetzt werden können, ist für sich genommen akzeptabel. Im Hinblick auf die sonstigen Fehlstellen des Entwurfs ist es jedoch ein ganz unzureichendes Instrument für Umwelt- und Bodenschutz im Planungsrecht für das nächste Jahrzehnt. Man könnte sich trösten: wo der Entwurf schweigt, richtet er wenigstens keinen Schaden an. Doch der Schaden ist, wenn der Entwurf Gesetz wird, unausweichlich: das politische Innovationspotential, das wir für diese unnötigen Änderungen verbraucht haben, steht für die notwendigen Änderungen nicht mehr zur Verfügung. Wie das alte Volkslied sagt:

*Da wird ein Berg schwanger und dick
Und doch ist all verlohren
Wenn man's beym Liecht und recht
besieht
So wird ein Maß gebahren*

Hans Brinckmann

archithese 6 - 85

„Eklektizismus“ in der Kunst sei „die unschöpferische Vermengung überlieferter Formen, die der Aufgabenstellung der fortschreitenden Gesellschaft nicht in echter Weise gerecht (werde) und zu keiner neuen und fruchtbaren sinnlich-geistig-funktionellen Ordnung führ(e)“ – heißt es im „Lexikon der Kunst“ (Leipzig 1978/West-Berlin 1983). Unter diesem Begriff findet im Hauptteil der archithese eine Auseinandersetzung vornehmlich mit der neueren Architektur statt. „Das Heft versuch(e)“ – so die Redaktion – „einige Antworten zu geben“ auf die Frage, „ob der Eklektizismus des späten 20. Jahrhunderts ... nicht nur eine Flucht“, sondern auch „eine Befreiung ... darstell(e)“ (2).

Frank Werner, der sich – so scheint es – zu einer Autorität in Sachen neuerer Architektur gemausert hat, versucht in seinem Aufsatz zum „Fluch und Segen der Vorbilder oder (zur) Unfähigkeit zur Postmoderne“ („Das Dèjà-vu“, 3 ff) über einen historisch deskriptiven Diskurs Ordnung in die „vielgescholtene architektonische Mimikry jener ‚Neuen Unübersichtlichkeit‘ zu bringen, die wir augenblicklich erleben“ (3 f). Das gegenwärtige Phänomen des „Umgangs mit dem Dèjà-vu, das Verarbeiten von (Vor)Bildern“ vollziehe sich „unbewußt und artikuliere sich eher als allgemeine Sehnsucht nach den als sicher erachteten Werten der Vergangenheit“, was „nicht selten Ratlosigkeit oder Voyeurismus“ erzeuge (9). Die Ursache sieht Werner – ganz im Trend des modischen Reduktionismus – im „Bildverlust und Symbolverfall“ als „Resultate eines langwierigen Entfremdungsprozesses“ (11). So ist es auch nicht verwunderlich, daß bei ihm die Aneignung der städtischen Umwelt zur sinnlichen „Vergegenwärtigung“ und der Sozialraum Stadt zu einem „System kollektiv erlebbarer Zeichen“ degenerieren. „Was bleibt also zu tun?“ (Werner): „gegenwartsbezogene Wahrnehmungs-Arbeit statt Dèjà-vu“ (11).

Auch die übrigen Beiträge zur neueren Architektur lassen ihren Gegenstand nur im manchmal etwas dürrigen und trüben fachdisziplinären Licht erstrahlen, das die Schatten der Kritik so weich und diffus macht (um auch mal in „Bildern“ zu schreiben). Hays („über James Stirling, Wiederholung und Autorenschaft“, 33 ff) versucht durch Beschreibung des architektonischen „Synkretismus“ in Stirlings Schaffen, dessen Beschränkung auf eine „beharrliche Bearbeitung von wenigen“, „beliebig gewählten oder erfundenen“ architektonischen Themen und der Konstanz seiner Absichten durch Wiederholung, das Problem des Eklektizismus auf die Ebene der Wiederherstellung des schaffenden Subjekts oder der „Autorenschaft“, – im Falle Stirling – einer „kritischen Autorenschaft“ zu heben. „Eine solche kritische Autorenschaft“ – so Hays (36) – könne „der Autorität eines überkommenen architektonischen Systems“, „der Allgemeinheit der Gewohnheit und der Besonderheit der sehnächtigen Erinnerung widerstehen und dennoch eine sehr genaue und verständliche Absicht verfolgen“. Auf der Grundlage seiner Hypothese, daß „Architektur in erster Linie als starkes und wichtiges Kommunika-

Zeitschriftenschau

archithese 6-85

Zeitschrift und Schulbuchreihe für Architekten und Kunst - Historiker, Historiker der Architektur und Kunst



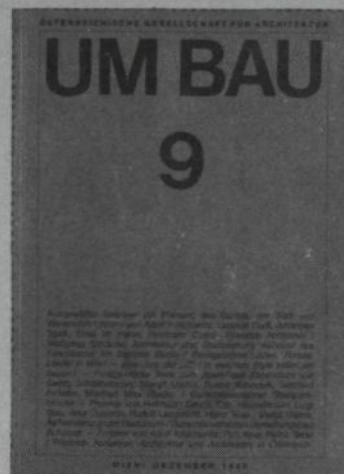
Eklektizismus

tionsmittel“ zu verstehen sei, stellt Lyndon („Warum ist Architektur wieder eklektisch? ...“, 37 ff) die „Voraussetzungen“, „Antworten“, Vorgehensweisen und Absichten der „gegenwärtigen eklektischen Haltung zur Architektur“ vor. Seine Unterscheidung von positiven und negativen „Eigenschaften einer eklektischen Haltung“ begründet er damit, daß es „unsere Aufgabe“ sei zu unterscheiden „das, was glaubwürdig sein (könne), von dem, was es nicht sein (könne)“, ... und dabei zu verstehen, was es brauch(e), um wirklich wertvolle Orte zu schaffen“ (40).

„Wenn man der gängigen Folklore glaubt, ist das Fegefeuer der Architektur vorbei und Paradigmen, die verloren waren, werden zurückgewonnen“, so beginnt Curtis seinen kritischen „Blick auf einige neuere Klassizismen“ („Grundsätze versus Pastiche“, 21 ff). Aber auch sein „kritischer Blick auf neuere Moden in Form und Ideologie“ und Versuch der Trennung des „Falschen vom Echten“ bleiben weitgehend einer eingeschränkt fachdisziplinären Architekturkritik verhaftet.

Einen informativen Einblick in die internationale Kunstszene der 80er Jahre, in der ebenfalls die „Postmoderne“ zu dominieren scheint, erlauben die Beiträge von Rita Imwinkelried („Kunst zitieren“, 45 ff) und vor allem von Barilli („Die ‚Proto-Zitationisten‘“, 47 ff) – letzterer ein Auszug aus dem Ausstellungskatalog „Anni ottanta“ (Milano 1985).

Sowohl vom Gegenstand als auch vom Inhalt her gesehen, fällt die formale und sozialräumliche Analyse zweier Schulen in Berndorf, Niederösterreich, sozusagen aus dem Rahmen des Heftschwerpunktes – durchaus im positiven Sinne zu verstehen. Das, was ich mir von den vorgenannten Aufsätzen zur „Postmoderne“ erhofft hatte, lösen Peter Haiko und Mara Reissberger („Historismus als Erzieher“, 12 ff) ein – nicht zufällig an einem historischen Gegenstand. Einige ihrer Themen seien genannt: Historismus als stilistische, mustergültige Vergegenwärtigung vergangener Beispiele, „Anschauung und Gewöhnung“ als Erziehungsprinzipien der Schulen, „Ornament zur Versöhnung von Massenproduktion und gehobenen



Ansprüchen“, Historismus als Geschmacksbildung zur „Einschulung in die Fabrik“, Kunst als Disziplinierungsinstrument, die „Berndorfer Schulen: Teil einer restaurativen Sozialutopie ... und einer neofeudalen Stadtplanung“.

Erich Konter

UM BAU 9

„Als Anregung und als Appell“ sollen „die Parallelität, die Mischung von Groß und Klein, von stadtplanerischen Überlegungen, theoretischer Debatte und konkreten Projekten“ im UM BAU 9 verstanden werden. Das Nachdenken über die Phänomene der Realisation der „zeitgenössischen Baukultur ... nur mehr in spezifischen Marktnischen und im sporadischen, kleinmaßstäblichen Rahmen“ einerseits und der Vereinheitlichung der „städtebaulichen(n) Formulierungen und stadt-bildprägende(n) Bauaufgaben“ durch die „politischen, bürokratischen und ökonomischen Strukturen ihrer Vorbereitung, Vergabe und Durchführung“ andererseits soll angeregt werden; in Kenntnis dieser Fakten formuliert die Redaktion ihren Appell an die „Architekten und Gestalter“, die Fakten nicht zu akzeptieren und „sich der fortschreitenden Entfremdung zwischen Pragmatismus und Vision, Praxis und Theorie, Realisierung und Kritik zu widersetzen“. Ob diese „zentrale Herausforderung“ wirklich „ein vitales Element“ des Selbstverständnisses der Architekten und Gestalter darstellt – wie es die Formulierungen nahelegen (Editorial, 3) –, möchte ich bezweifeln. Meines Erachtens sind die Bedingungen und Verhältnisse nicht nur von außen der Disziplin vorgegeben; ihre Ursachen sind auch in der quasi analogen Entwicklung der Disziplin selbst zu finden, z.B. zunehmende Ausblendung des sozialen Gehalts von Architektur und Stadtplanung, Verselbständigung der Form, Subjektivierung des architektonischen und städtebaulichen Entwurfs u.a.m..

Den inhaltlichen Schwerpunkt des Heftes bilden städtebauliche Gutachten zum „Wiener Gürtel“, der seit fast zwei Jahren offiziellen Planungsaktivitäten unterzogen wird. Da sich in den Wettbewerbs-

gebnissen (1984) und in den folgenden Planungen unter der Leitung einer sogenannten „Gürtelkommission“ eine „Dominanz von partiell gedachten Eingriffen infolge von ‚Sachplanung‘, insbesondere der Verkehrsplanung“ abzeichnete, betriebe die „Magistratsabteilung 19 – Stadtgestaltung“ eine „Arbeitsgruppe Stadtgestaltung“. Die Konstitution der Arbeitsgruppe begründete die Magistratsabteilung mit der „politischen Zielsetzung“ des 1984 beschlossenen Stadtentwicklungsplanes, die Entwicklung der Stadt sei „wieder stärker als kulturelle Aufgabe zu verstehen“, und mit Ergebnis des Wettbewerbs, in dem nach Auffassung des Preisgerichts „noch keine Basis“ für die städtebaulichen „Gestaltungsaufgaben“ gefunden worden war (Vatter, „Die Planung des Bereiches Gürtel, Süd- und Westeinfahrt – auch eine Gestaltungsaufgabe“, 6). Die Arbeitsgruppe erarbeitete „in Einzelbeiträgen“, und daraus abgeleiteten Kriterien einen Empfehlungskatalog zur weiteren Gürtelplanung aus der Sicht der Stadtgestalt und Stadtgestaltung („Der Gürtel. Zur Aktualität des Themas“, 5). Die im UM BAU abgedruckten Gutachten wurden von der Redaktion aus den 10 Einzelbeiträgen der Arbeitsgruppe ausgewählt.

Krischanitz und Redl („Der Gürtel“, 7 ff) kommen auf der Grundlage ihrer historischen, stadttypologischen, stadttopologischen und sozialräumlichen Analyse und ihrer Kritik an den vorgestellten Gestaltungs- und Verkehrsplanungen (z.B. verordnete „Gemütlichkeit“, „manikürte Natur“, „hypertrophe technische Maßnahmen – u.a. Untertunnelungen, Absenkungen und Einhausungen“) zu dem Schluß, „daß die Pragmatik der Stadtplanung den Diskurs über Stadt, Straße und Gesellschaft einzubeziehen“ habe (17). Für sie ist der „Weg durch die Stadt“, der Wiener Gürtel, eine „Erfahrung von Raum- und Zeitbildern“, von „Ordnungsmuster(n)“, aber auch ihre(r) Negation“ (ein verdichtetes „Wahrnehmungsmuster Stadt“) (17). „Der Gürtel ist unserem Stadtverständnis nach weder als Trennlinie noch als Kante zu (re-)formulieren, sondern steht vielmehr für Naht, Klammer, für die räumliche und funktionelle Integration, für städtische Vielfalt“ (19). Die „Bruchstückhaftigkeit, das ‚Nicht-Vollendbare‘“, sei das „Wesensmerkmal des Gürtels“, das es nicht zu glätten oder als „schlechte Wirklichkeit“ zu verschleiern, sondern „immer neu zu formulieren“ gelte. „Der Gürtel bedeutet auch weiterhin Widerspruch“ (19). Hieraus folgern die Verfasser ihre Kriterien zur Gestaltung des Wiener Gürtels: Entgegen der „herrschenden Tendenz zur Ausgrenzung, Zersplitterung und Unkenntlichmachung von Stadtraum“ das Aufstellen des „Prinzips der Totalität“ für den Straßenraum „Gürtel“, „stärkere Verlagerung“ des Verkehrs „auf den öffentlichen; teilweise „Spurenreduktion der Fahrstreifen“ und „Zusammenlegung der Fahrbahnen in der Straßenraummitte“ dadurch eine Verbesserung der Wohnbedingungen entlang des Gürtels; punktuelle Brechung der „Barriere Bahn“, Wiederablesbar machen der „topographischen Situationen“ und „stärkere Akzentuierung“ von „Brücken- = Tormoti-

ven"; „Definition“ von Übergangsbereichen zwischen Straßen und Gebäuden.

Auf der Grundlage von historischen Plänen und eigenen Ortsbegehungen formuliert *Spalt* („Gutachten Gürtel“, 20 ff) seine „Gedanken“ zu Veränderungen des Gürtels, die „gewisse Nachteile mildern“ sollen; Erhöhung der Verkehrlichen Leistungsfähigkeit des Gürtels, Schaffung von „Erlebnissphären“ und Identifikationsmöglichkeiten für die Bewohner. Seine konkreten Vorschläge sind z.T. anders gewichtet und rigider als jene von *Krischanitz/Redl*: Herstellung von sozialer und kommerzieller Infrastruktur in den angrenzenden Bereichen, Aufwertung der Wohnbebauung durch Nutzungsänderung in den beiden ersten Geschossen (Geschäfte, Cafés, Garagen u.a.) und Verdichtung (zwei- bis dreigeschossige Überbauung der Wohnbauten), Zentralisierung der Fahrbahnen, Aufwertung der „gesamten Gürtelregion“ durch Kulturbauten, Grünanlagen und Zentrenbildung, teilweiser Abriss von Häuserblocks zugunsten von Parkplätzen und Grünzonen, Lärmschutzmaßnahmen, Verbesserung der Bausubstanz und Umorientierung vor allem der neuen Wohngeschosse zur Hofseite.

Für *Heiss* („Gedanken zur Stadtgestalt und Stadtgestaltung in Wien“, 30 ff) ist der Gürtel „eindeutig so etwas wie ein ‚Gesamtkunstwerk‘, gleichzeitig auch ein bedeutendes stadsgeschichtliches und städtebauliches Dokument“; es könne „nicht einfach beliebig, aufgrund irgendwelcher zeitbedingter (...) technischer oder funktioneller ‚Anforderungen‘ geopfert werden“ (30). Vor dem Hintergrund seiner Definition von Stadtplanung „primär“ als „Gestaltung menschlichen Lebensraumes“ und „nicht kurzschlüssig(e)“, „Funktionserfüllung“ sind für ihn die „Erfassung der Gestalt des Gürtels und (die) Analyse seiner gestalterischen Qualitäten“ entscheidende Voraussetzungen „jeglicher Planungen“ in diesem Bereich. *Heiss* tritt für eine Bewahrung des „bestehenden Gesamtkonzepts“ ein. Dies schließt für ihn einen teilweisen Ausbau des Konzepts und „Veränderungen im Detail“ nicht aus – aber unter behutsamen Umgang mit dem Vorhandenen. Seine auf zwei Schwerpunkte und nur auf Gestaltungsfragen beschränkte Vorschläge beziehen sich vornehmlich auf die Herausarbeitung topographischer Grundsituationen und die Gestaltung einzelner Straßenbereiche als „Sequenzen“. Ihm gehe es im Gesamten nicht um das Propagieren von „Gestaltung versus Funktionserfüllung“, sondern um das Durchsetzen „viel umfassendere(r) Funktionserfüllung“, „die auch elementare Voraussetzungen menschlicher Existenz und subtilere geistige Bedürfnisse einbeziehe“, die sich – der Geschichte verpflichtet – von allzu zeitbedingten und kurzlebigen „Zwängen“ löse(n) (35).

Auch *Czech* („Vorschläge zur Erstellung eines Ziel-, Bewertungs- und Arbeitskataloges“, 36 ff) geht es um die Bewahrung des Vorhandenen, dem er den Begriff des Ambivalenten unterlegt. Aus der Zielsetzung des Stadtentwicklungsplanes, „Zusammenführung von Funktionen, von städtischer Vielfalt“, leitet *Czech* seinen Zielkatalog, die „Ge-

staltungsspielräume“ und „Bewertungskriterien“ ab. Grundsätzlich erscheine(e) alles zulässig, was der Kategorie der Ambivalenz nicht widerspreche(n) (40). So schlägt der Verfasser vor, der bestehenden Hauptfunktion des Gürtels, „übergeordnetes Verkehrsband“, „andere Funktionen zuzumischen, aufzupropfen“, d.h. Aufnahme der Ansätze von vorhandener kultureller Infrastruktur und „jüngste(r) Entwicklungen“, „Öffnungen“ im Straßenraum zu schaffen, die Bebauung höherzuzonen und „eventuell auch“ die Baulinie vorzuschieben. „Zum weiteren Vorgehen“ schlägt *Czech* „die systematische Ausarbeitung von Szenarien für die Folgen bestimmter baulicher oder rechtlicher Maßnahmen vor“, zu denen nicht nur „Planungs- und Baufachleute“ herangezogen werden sollten.

Die „Studie“ *Achleitners* („Studie Gürtel, Süd- und Westeinfahrt“, 41 ff) beschränkt sich vornehmlich auf Beschreibungen von Abschnitten des Gürtels. Diese „Vorgangsweise“ charakterisiert der Verfasser selbst als eine „bewußt phänomenologisch(e), spontan(e) und formal unsystematisch(e)“ (41). Tatsächlich liegt der Erkenntniswert dieser Studie ausschließlich im Deskriptiven. Die „partiellen Aussagen“ über planerische Eingriffsmöglichkeiten und -notwendigkeiten sind so allgemein und nichtssagend gehalten, so daß sich ein näheres Eingehen erübrigt.

Den zweiten Heftschwerpunkt bildet die Publikation einiger der preisgekrönten Aufsätze eines Wettbewerbs zum „Josef-Frank-Stipendium“ 1984 unter der Themenstellung „In welchem Style sollen wir bauen?“. Sicherlich können eine „Notwendigkeit und Aktualität einer grundsätzlichen Diskussion“ über „diese Fang-Frage im Sinne ihrer Provokation“ behauptet werden (Editorial, 3); beim Lesen der vier abgedruckten Beiträge (ausgenommen der Beitrag von *Margit Ulama*) wuchs in mir aber die Abneigung, mich mit der vorgestellten Art und Weise des Umgangs mit diesem Thema näher zu befassen. Dies ist natürlich nur mein subjektiver Eindruck.

In diesem Zusammenhang von Interesse ist der Beitrag von *Margit Ulama* zum Holleinschen Präsentationskonzept der Ausstellung „Traum und Wirklichkeit, Wien 1870-1930“, „Ästhetisierung und Reduktion“, 113 ff). „Das Spezifische einer ... Ausstellungswelt entsteht(e) nicht nur durch die darin existierenden Dinge, sondern auch durch die Art, in der sie betrachtet“ würden (113). Aus dieser These folgt für *Ulama*, daß die „Sicht der Dinge“ ... in engem Zusammenhang mit ihrer jeweiligen Präsentation stehe. Dieser Aspekt gelte im besonderen Maße für die Holleinsche Ausstellung, da das „Konzept der Ausstellung keine Erklärungen oder Deutungen beinhalte.“ (114). Soweit ich *Ulama* verstanden habe, betätigte sich Hollein wie in seiner Architektur (Vgl. hierzu *Kapfinger/Krischanitz*, „Schöne Kollisionen“, in: UM BAU 8 1984; siehe meine Rezension in 80 ARCH+, Mai 1985, 5) wieder als Inszenator von Oberflächen- oder oberflächlichen Wirkungen und Stimmungen: „Additives Prinzip“, Herausreißen der Einzelthemen aus ihrem Gesamtzusammenhang, ihre Isolation („Zeitva-

kuum“ und „Vakuum des Ortes“), Glättung der historischen Ereignisse, Widersprüche und Brüche durch Ästhetisierung und Veredlung, „Erzeugung von Stimmung“ und „Illusionen“. Diese Art der Präsentation fördert – so sinngemäß *Ulama* – „eine glatte und bruchlose Rezeption“ („Staunen und Ergötzen“), „eine des Konsumismus und nicht der Produktivität, die in der Aneignung bestehender Dinge diese im selben Moment befrag(e)“ (115).

Ein historisches Beispiel von Inszenierung und Ästhetisierung in der jüngeren deutschen Vergangenheit mit Blick auf seine „Vor-“ und „Nach“-Geschichte beschreibt *Wolfgang Schäche*, „Architektur und Stadtplanung während des Faschismus am Beispiel Berlin“ (51 ff).

Den Abschluß des Heftes, das neben den erwähnten Beiträgen noch „kleine Bauaufgaben mit spezifischer Bedeutung in der großstädtischen Szenerie“, Läden, Teehaus und Antiquariat, Wettbewerbsentwürfe für die neue Stadtparkbrücke in Wien und das Ergebnis eines „Gutachterverfahrens“ für einen Verwaltungsbau zum Inhalt hat, bildet der Vortrag *Achleitners* zum ersten österreichischen Architektenkongress am 11. November 1984 („Architektur und Architekten in Österreich“, 135 ff). Dieser „schwärmerische Kurzbericht über die Schönwetterlage in der österreichischen Architekturlandschaft“ (136) zeichnet sich meines Erachtens wohl am wenigsten durch seinen Informationswert aus. Für was er stehen könnte, möge der Leser selbst entscheiden.

Erich Konter

Les Choses 1 – Oktober 1985

Nun endlich ist es da, das – zumindest von mir – mit Spannung erwartete erste Exemplar der „Berliner Hefte zur Architektur“ mit dem Namen „Les Choses“. „Les Choses“ soll unregelmäßig „mit mindestens vier Nummern im Jahr“ erscheinen – so das Versprechen der Herausgeber. Verlagsort ist der kleine Berliner Verlag der Beeken. Anstelle einer Information über das inhaltliche Konzept der „Berliner Hefte“ werden dem Leser im „Editorial“ eine Reihe von Zitaten mehr oder weniger bekannter Literaten und Dichter zugemutet, die mehr den Eindruck der Belesenheit der Herausgeber vermitteln, als zur Klärung beizutragen.

Das Heft trägt den Titel „Biedermann und die Brandstifter“, er ist den Herausgebern von Max Frisch überlassen worden. Frischs Anmerkung: Der Titel habe „leider auch heute seine Gültigkeit nicht verloren“. Dem Hauptteil des Heftes sind „Notizen“ vorangestellt, die sich mit verschiedenen Gegenständen in Berlin und anderswo kritisch auseinandersetzen. Hauptthema sind die „Geschichtsfeiern“ und „Randerscheinungen“ in der selbst ernannten Kulturmetropole Berlin.

Der erste Schwerpunkt bezieht sich auf den Wettbewerb „Prinz-Albrecht-Palais“. „Nachdem für den Entwurf des ersten Preisträgers, Wenzel und Lang, die Möglichkeit der Realisierung nicht mehr bestehe(n)“, – so die Redaktion – „(gäbe) es Anlaß anzunehmen, daß beabsichtigt sei, die Gründe und die Voraussetzungen für die Wettbewerbsentscheidung zu prüfen“ (17). Ob dies

wohl geschieht? Ich bin da skeptisch. Öhler und Trunk versuchen in ihrem Aufsatz, „Gedächtnisstützen. Gedächtnis als Attrappe“, diesen Gründen und Voraussetzungen auf die Spur zu kommen. Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung mit dem „Kostümzwang der Erinnerung und der Architektur großer Geste(n)“ sind die „herrschende Geschichtsauffassung“, ihr „Wiedergutmachungsjargon“ und ihre immanente Distanzierung von der Vergangenheit. „Ihren bildlichen Ausdruck (finden) solche Geste(n) in der Skulpturierung geschwätzigen Schweigens“, z.B. in den Wettbewerbsergebnissen für das Gelände des ehemaligen Prinz-Albrecht-Palais, Ort der Verhör- und Folterzentrale der Gestapo, SS und des SD. Die offiziell angezielte „Zurichtung des Areals als den Ort des Bösen“ ermöglichte nicht nur, „sich davon“ und dem ihm zugrunde liegenden, „zum Ausnahmezustand proklamierte(n) Zeitaschnitt“ zu distanzieren, sondern liquidiere auch die Nachkriegsgeschichte dieses Geländes. Öhler und Trunk plädieren für das „Belassen der jetzigen Geländestruktur“, das besagen könne: „in der ständigen Umarbeitung des Bestehenden (erhalte) sich das nicht zu Vergessende“. „Das Abtragen der Hügellandschaft bedeutet(.) die Zerstörung einer Metapher: des Hinweises auf Veränderung historischer Verhältnisse und deren Terminologie“ (25). In meinen Worten: Nichtstun macht noch die wenigsten Fehler. Diesem Vorschlag werden die Wettbewerbsentwürfe von Heinrich Schumacher und von Abraham gegenüber gestellt, die ganz anders und sehr gegensätzlich mit diesem Gelände umgehen. Auf die beiden Entwürfe und ihre Erläuterungen möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen; der Betrachter und Leser möge sich selbst ein Urteil bilden.

Der zweite Schwerpunkt beschäftigt sich mit „Randerscheinungen“ der Berliner Planungs- und Wettbewerbsaktivitäten: „Filmhaus Esplanade“ und „Zentraler Bereich“. Der Begriff „Randerscheinung“ ist – so möchte ich vermuten – aus dem Gutachten von Jacoby, Martin, Pächter (1982) abgeleitet, das – so die Redaktion – „hier erstmalig veröffentlicht“ ist (33). Auch hier bildet die Kritik an der anvisierten Zurichtung der Gebiete an der Nahtstelle „zweier Weltsysteme“ zum „Zentralen Bereich“, den es seit 1945 trotz noch vorhandener Spuren des historischen Zentrums eigentlich nicht gibt. Das, was der Senat und die pla-

Les Choses

Berliner Hefte zur Architektur



Biedermann und die Brandstifter

1. Oktober 1985

Verlag der Beeken

nende Verwaltung Westberlins seit einigen Jahren „Zentraler Bereich“ zu nennen pflegt, meint die Peripherie der beiden Halbstädte; „heute im Osten Stadtbrache und Cordon-Sanitaire – im Westen Niemandsland mit Spontanvegetation und rudimentären Nutzungen“ (44). Die „Beplanung“ dieses „zentralen Atopos“ fordere „mehr als anderenorts Respekt und Zurückhaltung“ und „mehr denn je die Auseinandersetzung mit den historischen Voraussetzungen und den politischen Zielvorstellungen“. Mit Blick auf die Zukunft dieses Bereichs aus der „Perspektive der Gesamtstadt“ glauben die Verfasser „handlungsfähig“ zu sein, „selbstbewußt und guten Gewissens dieses Zentrum freizuhalten, frei von weiteren Künstlichkeiten wie von Festpunkten, die die Zukunft verbauen“ (45). „Gestaltetes Provisorium“ ist der Grundgedanke der vorgeschlagenen Freiraumplanung. Jacoby, Martin, Pächter verstehen ihr Konzept als das „Gegenteil einer endgültigen Zwischenlösung-West“, „die nur die Bedingungen der Halbstadt möglichst glatt designt, die Autarkie mit ästhetischen Mitteln suggeriert und den Widerspruch leugnet“. „Diese Einstellung ist noch geschichtsloser als das einfache Liegenlassen, das wenigstens die Chance der Erinnerung beläßt“. Dem ist, so glaube ich, nichts hinzuzufügen. Auch hier folgen dem Gutachten zwei Wettbewerbsentwürfe zu einem „Filmhaus Esplanade“, die zumindest städtebaulich zwei Extreme markieren. Städtebaulich stellt sich Sawades Entwurf erstaunlich zurückhaltend vor; er beschränkt sich nur auf das „unmittelbare“ Umfeld des geplanten Filmhauses in der Erkenntnis, „daß, solange es keine politische Zielvorstellung für den zentralen Bereich (gäbe), vieles denkbar und machbar (sei)“ (55). Als Gegenstück sowohl zu Sawade als zu Jakoby u.a. gerieren sich Halfmann und Zillich als Technokraten und Designer des baren Unsinn und seiner scheinbar dialektischen Partnerin, der „politischen Aggression“ (Redaktion).

Mit einer anderen Art von „Geschichtsfeier“ beschäftigt sich Eckhardt in seinem Beitrag zu den Umbauplanungen der italienischen und der japanischen Botschaft im Tiergartenviertel („Nicht-Modern“), Zeugen einer „nicht zu sich gekommenen Architektur des Nationalsozialismus“ (64). Kurokawas Umbauplan für die japanische Botschaft, eine „Aneinanderreihung modischer Versatzstücke“, erscheint „wie die nachträgliche Erfüllung“ vergangener Ansprüche; Portugesis Umbauplan für die italienische sei ein „Höhepunkt in seinem Kampf gegen die Moderne“, dessen „eklektische Architektur“ ihre Resistenz gegenüber einer „Heroisierung der Propagandaarchitektur“ erst noch beweisen müsse (66 f).

Den eigentlichen Abschluß der sich durch alle Hauptbeiträge durchziehenden Problemstellung, Umgang mit der Geschichte, bilden Thiessens Szenario „eine(r) Kunst des Abtragens“ („Der geleichterte Engel“, 36 ff) und Heinichs Auseinandersetzung mit der gegenwärtig herrschenden Art und Weise der öffentlich proklamierten Bewältigung der Vergangenheit („In schlechter Gesellschaft“, 70 ff). In seinem Szenario stellt Thiessen skizzenhaft

mögliche „Projekte zu Berlin – Das Nichts – Der Frieden“ vor, die der „vornehmsten Aufgabe Berlins als Kunststadt“, dem „wirklichen Nichts“, gerecht werden sollen und als Kommentare zu wichtigen Epochen deutscher Geschichte gedacht sind: das Projekt des in Richtung Frankreich „fliegenden (Sieges-)Engels“ nicht nur als „Friedens- und Versöhnungswerk“, sondern auch als „Geburtsaugenblick einer neuen Kunst“, der „künstlerisch wertvolle“ Vorschlag für den Abriß der Gedächtniskirche und des Europacenters und ihren Ersatz durch den „Tatlinischen Turm“ als Sommerresidenz der KpDSU und ihrer Organisationen; das Konzept zur deutsch-amerikanischen Freundschaft, Rekonstruktion der Kongreßhalle „in einer pneumatischen Konstruktion“, die gestatte, einmal im Jahr oder häufiger das Gebäude „in majestätischer Langsamkeit“ mit „Harmonie und schreckliche(r) Eleganz“ zusammenstürzen und „in Zeitlupe bersten“ zu lassen; das vermutlich populäre Konzept des Verschensens des ICC in Berlin an die Engländer und seine Wiederverwendung für eine würdigere Gestaltung der „Entree ins United Kingdom“.

Heinisch setzt die gegenwärtig herrschende Methode und Form des Umgangs mit der Bewältigung der kompromittierenden Vergangenheit in Beziehung mit den heutigen Möglichkeiten der Herrschaft, ihre „Machtbefugnis“ und „ihre allen empfohlene“ und wohl dosierte Entrüstung über die vorgängige Herrschaft zu formulieren, durchzusetzen und öffentlich auszustellen. Diesen Bedingungen unterliege auch die Bemühung um die gedankliche Freilegung der „Wurzeln des Übels“, „sobald das Rezipiativ von der Ausgewogenheit der Darstellung ertönen(e)“ oder der Auftrag zum „Auffinden der Wurzeln“ von der Herrschaft komme, die „noch zuviel gemein (habe) mit der vorgängigen“. „Man sagt, schlechter Umgang färbe ab. Daran ist wahr, daß bei aller Notwendigkeit, den Umgang zu pflegen, stets auch die freiwillige Entscheidung mit dabei ist, mit wem der Umgang zum Umgang, zur formellen Tauschhandlung wird. Keiner tauscht im Äquivalententausch ohne Folgen für sich“ (73).

Trotz einiger kleinerer Ungeheimheiten und dem meines Erachtens völlig überflüssigen Auswurf von Farocki („Ich habe genug“, 62 f) stimmt mich – das träge Einerlei des Fachblätterwaldes im Auge – „Les Choses“ etwas hoffnungsfroher. Darin ist die Hoffnung eingeschlossen, daß der „sorgfältig ausgesuchte Dreck“ (Baudelaire) auch zukünftig nicht überhand nehmen wird.

Erich Konter

Die Alte Stadt 4 – 85

Geschichte in der Stadt der Gegenwart; aus welchen Elementen besteht sie, wie wird sie rezipiert, wie mit ihr umgegangen, was – und vor allem – wem nützt sie? So könnte man etwa das gesetzte Thema des Heftes beschreiben.

Anlaß scheint den Autoren die „Postmoderne“ in der Architektur der letzten Jahre zu sein. Da der Themenschwerpunkt des Heftes von einer Soziologen und zwei Soziologen (alle sind Prof. des Faches) bestritten wird, darf man Erklärungen



In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Ulrike Bahrdt, Rüdiger Hübner, Heidehof, Tschel und Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Paul Bahrdt

Hans Paul Bahrdt, Ulrike Bahrdt, Rüdiger Hübner, Heidehof, Tschel und Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Paul Bahrdt

Ulrike Bahrdt, Rüdiger Hübner, Heidehof, Tschel und Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Paul Bahrdt

Ulrike Bahrdt, Rüdiger Hübner, Heidehof, Tschel und Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Paul Bahrdt

Ulrike Bahrdt, Rüdiger Hübner, Heidehof, Tschel und Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Paul Bahrdt

12. Jahrgang 4/85 Kohlhammer

für die gesellschaftlichen Bedingungen und Kontexte von Architektur, Stadt und ihren gegenwärtig speziellen Ausprägungen erwarten. Jedoch – es kommt anders:

Der erste Aufsatz, „Vom Umgang mit der Geschichte in der Stadt“ (Hans Paul Bahrdt), will in die Gesamtproblematik einführen. In der ersten Hälfte der Abhandlung werden kurz neun Einstellungstypen zum Verhältnis von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft referiert. Darin kann man m.E. auch eine aktuelle Tendenz in Planung und Architektur wiederentdecken, die sich sozusagen auf ein „Ureignis“ ohne genaue Zeitstelle bezieht, an der noch alles in Ordnung und gut ist, wofür man weder rationale Beweise liefern kann noch will. Diese u.a. auch „Legitimationslegenden“ kommen in diversen Kombinationen und Ausprägungen als Handlungsgrundlage vor. Das Absolute und Ewige liegt ihnen sehr nahe. Die zweite Hälfte des Aufsatzes handelt vom Neuen Bauen und den enthaltenen Einstellungen. Es kommt zu Hinweisen, daß Funktionen auch Nutzungen sind, „wahrgenommen durch Menschen“. Wenigstens wird deutlich, daß im „Funktionalismus“ moralische und sozialreformerische Ziele vorhanden waren, „die verselbständigten Symbole für Funktionalität werden schließlich zu einem verpflichtenden Formenkanon“ und, das ist hinzuzufügen, auf diese Weise erst zum „Internationalen Stil“.

Stil – nicht die vorher noch einigermaßen deutlich hervorgehobenen Nutzungen und Nutzungsansprüche – ist das Thema von Erika Spiegel (Nachmoderne Architektur – über die Umwandlung von Geschichte in Gegenwart). Ihr Problem ist, daß die „Postmoderne“ drohe „diskreditiert zu werden, noch bevor diese architektonische Entwicklung ... Gelegenheit gehabt hat in ein eigenes Verhältnis zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu finden“. Als „Verlegenheitslösung“ benennt sie die „postmoderne“ in eine „nachmoderne“ Architektur um, was „eher noch weniger an semantischem Gehalt bietet“, jedoch den „unvoreingenommenen Blick“ auf das „wirklich Neue und Andere“ freigibt. Aus diesem Blick diskutiert sie Stil vs. Stil, zitiert die Postmodernen und ihre Propagandisten und faßt daraus drei Leitsätze der Postmoderne zusammen, die sie dann als das „Neue und Andere“ ihren weiteren Darstellungen als Glieder-

ung zugrunde legt: 1. Architektur ist Kunst, 2. Architektur ist Sprache, 3. Architektur hat den „Kontext“, in dem sie steht, den „Ort“, zu berücksichtigen. Man könnte aus der Aufzählung schon schließen, was postmoderne Architektur somit alles ausschließt. Dies tut die Autorin nicht, sondern zitiert selektiv aus allen Architektur-Richtungs-Lagern, tut nebenbei so, als müsse der Architektur wieder ein symbolischer Gehalt gegeben werden – als wäre dieser nicht, ob gewollt oder ungewollt, immer vorhanden, und als gäbe es nicht das Problem wessen Symbole in einer sozial segregierten Gesellschaft zum Ausdruck gebracht werden – weist auf die sprachliche Vermittlungsebene des Kunstwerkes zwischen „Künstler“ und „Empfänger“ hin und übersieht (oder will sie es gar übersehen) das Problem des Verhältnisses von Architektur und Besteller (was sicher nützlichere Begriffe für dieses soziale Verhältnis sind), denn bisher sind die Architekten immer noch abhängig von der Auftragserteilung. Sie prägen also nur insofern den Stil, als dieser bei ihnen bestellt wird. Erklärungen der Architektur aus dem Sozialverhältnis werden nicht einmal am Rande problematisiert. Das Grundproblem dieses Aufsatzes und das der Postmoderne scheint mir ähnlich: über soziale Kontexte spricht man nicht (auch wenn man sie kennen sollte), man hat eben Stil. Der berühmte Kontext bleibt der „Ort“.

„Die Stadt als lokaler Zusammenhang“ ist wohl das für die Bewohner – nach sozialen Gruppen unterschiedlich – wahrnehmbare Phänomen, ihre Daseinsform und gesamte Existenz steht jedoch in weniger sichtbaren, sozialen und ökonomischen Kontexten nationaler und internationaler Art. Ulrike Herlyn gibt einen historischen Überblick über die Rezeption der Kontexte der Stadt „aus der Sicht der stadtsoziologischen Forschung“. Auch hier wird der „Ort“ tendentiell wieder eher als räumliche, denn als sozial-räumliche Existenz diskutiert (allerdings weniger als im vorherigen Aufsatz) und damit die Erkenntnischance eines soziologischen Blickwinkels vergeblich. Außerdem ist die thematische Redundanz nicht zu übersehen, denn schon 1972 gibt es einen Aufsatz, der fast identisch vorgeht (H. Korte, Soziologie der Stadt – Entwicklungen und Perspektiven – eine Einführung, in ders., Soziologie der Stadt, München), der gekürzt und modernisiert in Die Alte Stadt 4 – 1984 (S. 281 ff) nachzulesen ist. Es wirft sich die Frage auf, ob denn der Beitrag der Stadtsoziologie zur Erklärung sozialer und räumlicher Veränderungen in solcher Redundanz seine Realität findet? Die Frage betrifft nicht nur die besprochenen Autoren.

Weniger enttäuscht im Gegensatz zu den soziologischen Beiträgen die Rubrik: Altstadtsanierung; z.B. Lübeck (Billert, de Lage, Siwert). Sieht man davon ab, daß auch die Altstadt Lübecks – folgt man dem Bericht – keine Sozialstruktur zu haben scheint, so erscheint die hier laufende Sanierung sehr interessant. Besonders zu erwähnen ist die Integration der geschichtswissenschaftlichen Begleitung, eine Kooperation der Stadt mit der Uni Hannover und diversen Instituten, z.B. aus Ham-

burg. Hier werden nun auch die ersten relevanten historisch soziologischen Ergebnisse präsentiert: Es ergab sich im 13. Jh. eine Haustypänderung durch eine erforderliche Nutzungsänderung; denn der direkte, also vom Kaufmann begleitete, Handel wurde ersetzt durch den schriftlich vermittelten, der eine Zwischenlagerung in der Stadt, also höhere Speicherkapazität, erforderte. Damit verschwand das Saalgeschoßhaus sowohl aus der Bautradition wie den Überlieferungen, so daß man offensichtlich längere Zeit das Dielenhaus als ursprünglichen Haustyp Lübecks betrachtete.

Leider ist in diesem Heft nicht viel über Geschichte in der Stadt, ihren Nutzen und den Umgang mit ihr erklärt worden. Die Erkenntnismöglichkeit eines soziologischen Heftes wurde nicht genutzt – schade, denn Rez. hatte sich gerade in dieser Hinsicht besonders viel von diesem Heft erwartet. Ein Ausrutscher.

Volker Roscher

Termine

PROGRAMMVORSCHAU

1985/1986

DEUTSCHES ARCHITEKTUR-MUSEUM

Frankfurt am Main

07.03.1986–19.05.1986

Walter Gropius: Ein Überblick über das Gesamtwerk

Albert Cüppers: Architekturszenen (Aquarell und Zeichnungen)

Lego – Architektur als Spiel

28.03.1986–19.05.1986

Zusatzausstellung:

Ein griechischer Tempel: Didyma

06.06.1986–17.09.1986

Vision der Moderne

03.10.1986–30.11.1986

Die Internationale Bauausstellung Berlin – IBA

12.12.1986–15.02.1987

Mies van der Rohe 1886–1986

Christoph Mäckler: Frankfurter Planungen

Stefan Braunfels: Münchner Planungen

Angaben ohne Gewähr, Programm- und Terminänderungen vorbehalten!

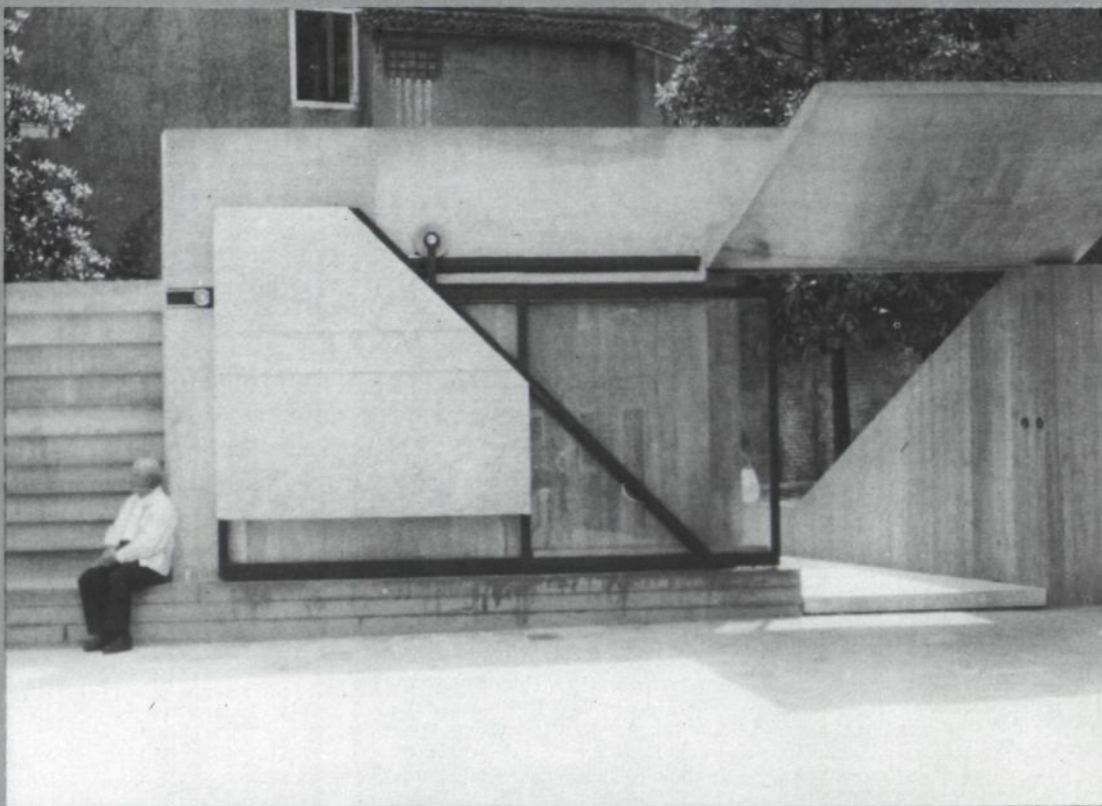
Hinweis: Zwischen den Ausstellungsterminen ist das Museum wegen Umbau der Ausstellung geschlossen.

Anschrift: Deutsches Architekturmuseum, Schaumainkai 43, 6000 Frankfurt 70, Tel. Auskunft: 069-2 12 88 44, sonstiges: 069-2 12 84 71

Kostenlose Führungen für die Besucher des Museums finden wie folgt statt:

mittwochs 17.30 Uhr
sonntags 11.00 Uhr

Öffnungszeiten:
di-so 10.00–17.00 Uhr
Mi 10.00–20.00 Uhr
mo geschlossen



Venedig

Der neue Eingang der I.U.A.V. in Venedig

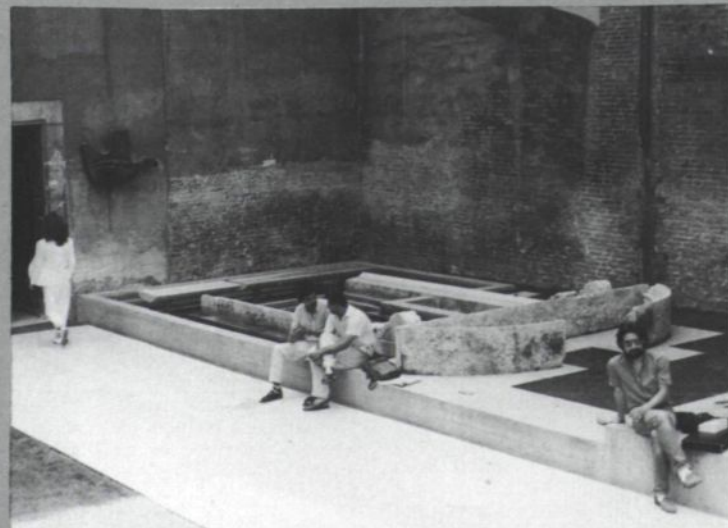
Lang lang ist's her, seit Carlo Scarpa seine ersten Skizzen zu dem Entwurf des neuen Einganges der Architekturfakultät in Venedig auf das Papier brachte. Genauer gesagt 19 Jahre dauerte es, bis sich die Stadtväter Venedigs im Zuge einer allgemein einsetzenden Scarpa-Euphorie die Entwürfe wieder aus der Schublade holten und das Werk des Meisters durch seine ehemaligen Schüler und späteren Mitarbeiter A. Rudi und S. Los, posthum vollenden ließen.

Scarpa, selbst von 1933 bis 1976 Dozent und zeitweise Direktor der Fakultät, arbeitete verschiedene

Versionen für den neuen Eingang des Instituto Universitario di Architettura a Venezia aus. Allen Entwürfen gemein ist die getrennte Herausstellung drei verschiedener formaler Elemente: die Gestaltung der Außenmauer mit dem zentralen Thema des seitlich verschiebbaren Torflügels, die Komposition der marmornen Spolien des ehemaligen klösterlichen Eingangsportals zu einem Wasserbecken, sowie eine Art Laufsteg, der in der verlängerten Achse zum Innenhof, den Eintretenden im räumlichen Rhythmus hell-dunkel-hell in das Innere der Fakultät führt.

Bestechend und faszinierend, wie so oft bei Scarpas Werken ist es auch hier die Präzision der Verarbeitung, das leichte Spiel der unterschiedlichen Materialien und die Originalität im Detail, die dem aufmerksamen Betrachter zu manchem Aha-Erlebnis kommen lassen. Damit kommt die venezianische Architekturschule, 7 Jahre nach dem Tode C. Scarpas, posthum in den Besitz einer würdigen Eingangssituation, die gleichsam als geistiges Erbe den Einfluß versinnbildlicht, durch den mehr als eine Studentengeneration entscheidend geprägt wurde.

Reinhard Lepel



CAD-JOURNAL 7

Graphische Datenverarbeitung

Im „Kleinen Glossar zur Rechnerarchitektur“ (83 ARCH⁺, S. S. 68–69) wurde Werner Purgathofers Buch „Graphische Datenverarbeitung“ ausführlich zitiert, um Begriffe zu Ausgabe- und Bedienoberflächen (verschiedene Displays und Platten, graphisches Tablett etc.) zu beschreiben. Weil die Qualitäten dieses Buches sich nicht auf diese Oberflächlichkeiten beschränken, halten wir eine ausführliche Besprechung für angemessen und im Sinne der Quintessenz des Artikels, der mit der postmodernen Tempelfassade überschrieben wurde, sogar für geboten; hatte es dort doch geheißt, ein CAD-nutzender Architekt werde es nicht vermeiden können, sich mit Informatik zu beschäftigen.

Im ersten Kapitel stellt Purgathofer – neben einer Beschreibung von Geräten und ergonomischen Aspekten – einige Anwendungsgebiete der graphischen Datenverarbeitung vor: Präsentationsgraphik (Linien-, Balken-, Kreisdiagramme zur Veranschaulichung von Messungen, statistischen Auswertungen etc.), Computer-Aided-Design, Kartographie und Animation (wer hier vertiefen möchte, dem sei ein Hinweis auf Herbert W. Frankes Buch: Computergraphik – Computerkunst, Heidelberg 1985, gegeben, das mit zahlreichen Abbildungen u.a. zur Animation die Möglichkeiten der Computergraphik beim gegenwärtigen Stand der Technik vorstellt). Daraus mag man entnehmen, daß Purgathofers Buch keinesfalls an Architekten speziell sich richtet; vielmehr wendet es sich in propädeutischer Absicht an alle, die sich mit graphischer Datenverarbeitung beschäftigen wollen. Vorkenntnisse werden nicht verlangt; die Einführung erfolgt behutsam, und wenn der Lesefaden doch einmal abreißen sollte, läßt er sich durch ein Zurückblättern leicht wieder verknüpfen.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit graphischer Programmierung. Es beginnt mit einer Beschreibung der Steuerungsweisen von Ein- und Ausgabegeräten; dies wird immerhin so detailliert ausgeführt, daß Ausschnitte einfacher Programmstrukturen in PASCAL-ähnlicher Notation angegeben werden. Anschließend werden Modelle für Objekte (man kennt sie, die berühmten Kryptozeichen „2D“, „3D“), ihre Datenstrukturen, die Programme zur Darstellung der obskuren Objekte auf den Ausgabegeräten erläutert. Wir erlauben uns hier abkürzend einen Verweis auf den bereits oben erwähnten Artikel aus der vorigen ARCH⁺ Nummer, dort insbesondere auf das Kapitel, in dessen Überschrift die dritte Säule dunkel angelegt ist. Schließlich werden auch das Graphische Kernsystem GKS sowie graphische Program-

miersprachen auf FORTRAN-, PL1- oder PASCAL-Basis vorgestellt (in diesen Programmiersprachen sind die Algorithmen zur Darstellung von Objekten leichter programmierbar als in anderen, die nicht über spezielle Sprachelemente für graphische Ausgaben verfügen). Das Bild gibt als Beispiel eine Andeutung von der Mächtigkeit der besonderen Semantik für graphische Ausgaben von PASCAL/Graph.

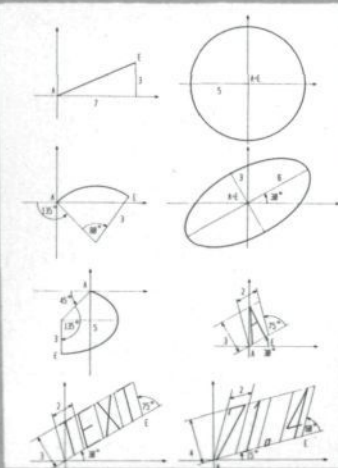
Das dritte Kapitel befaßt sich mit mathematischen Grundlagen und Algorithmen, zum Beispiel mit den Grundlagen für die Programme zur Darstellung von Objekten eines 3D-Modells auf einem 2D-Ausgabemedium; also mit Koordinatentransformationen, Clippings, Sichtbarkeitsregeln von Kanten, Approximation von Kurven und Flächen, Farb- und Schattenberechnungen.

Im Anhang enthält Purgathofers Buch eine Einführung in die Vektor- und Matrizenrechnung sowie ein Glossar.

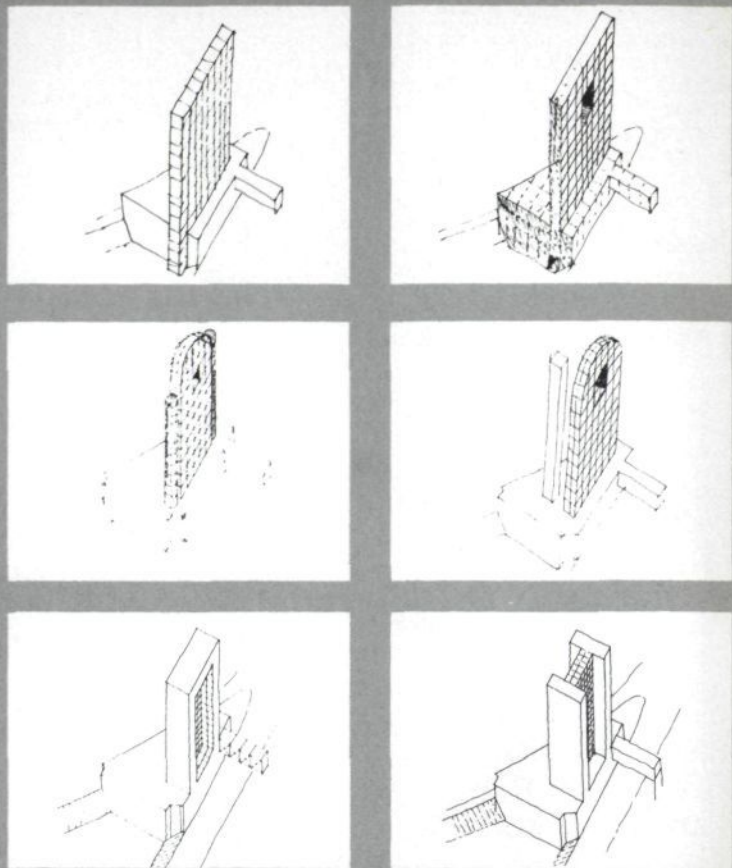
In der Summe ist es ein sehr empfehlenswertes Buch, aus dem nur ein ausgesprochener Fachmann nichts mehr lernen kann. Jeder andere kann finden, was für eine erste Auseinandersetzung mit graphischer Datenverarbeitung erforderlich ist, also auch genau das, was die Grundlagen jedes Architektur-CAD sind. Nur ein einziger Mangel ist uns aufgefallen, den wir aber nicht verschweigen wollen: das Literaturverzeichnis hätte ausführlicher sein müssen.

Gregor Wessels

Werner Purgathofer: Graphische Datenverarbeitung. Wien-New York 1985, Springer Verlag, 201 Seiten, Preis: 59,- DM.



Graphische Programmierung: Elementarbilder von PASCAL/Graph. Von links oben nach rechts unten: line(7,3), circle(5), arc(3,80,135), ellipse(6,3,30), ellipse(5,3,135,45), letter('A',2,3,75,30), nletters('TEXT',2,3,75,30), number(71,4,4,1,2,4,60,15).



Das kann man nicht einem

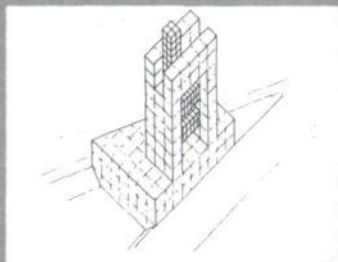
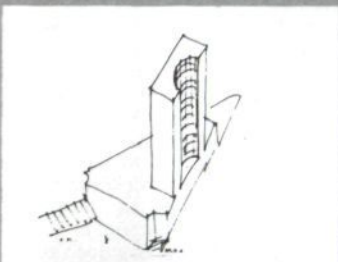
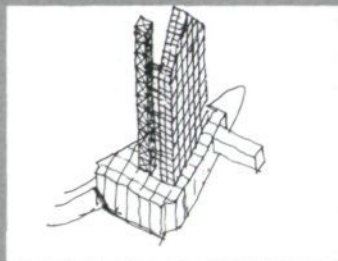
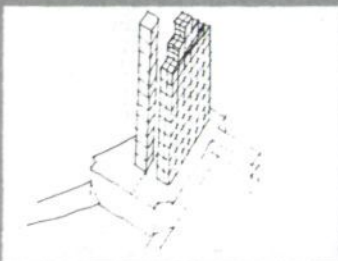
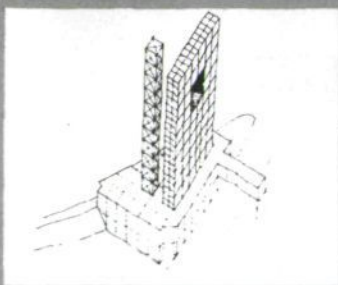
Oswald Mathias Ungers im

Neitzke: In ihrer Geschichte hat die menschliche Gattung immer auf den ‚Fortschritt‘ gesetzt, ohne den Preis auch nur zu kennen, den sie einmal zu bezahlen haben würde. Das gilt nicht allein im großen, sondern auch im einzelnen. Schon schwärmt man davon, vieles mit Hilfe des Computers erledigen zu können, das man, davon bin ich überzeugt, eben gerade dadurch erledigt – umbringt –, daß man ihm anvertraut, was die Sinne, was das Denken ihrer produktiven Schwerfälligkeit wegen offensichtlich nicht mehr schnell und effizient genug bewerkstelligen. Entwerfen sollte die Maschine ja gar nicht, heißt es; man wolle sich nur ihrer Fähigkeiten bedienen, in jedem Falle bleibe man Herr über die Maschine. Außer Frage scheint zu stehen, daß mit Hilfe von Computer Aided Design leichter, schneller und, vor allem, fehlerfrei getrennt Untersuchtes zusammenzuführen ist. Entwerfen, das ist, so ‚logisch‘ ein Entwurf auch erscheinen mag, nun kein abschließend logischer Prozeß. Man fügt ja nicht einfach aus Vorgaben und kodifizierten Entwurfs-elementen ein neues Haus zusammen. So rational der Entwurfsprozeß wird, so wenig scheint mir seine Rationalität zum Regelsystem einer CAD-Anlage zu passen.

Ungers: Der Prozeß der Rationalität im Entwerfen beginnt ganz sicher nicht mit Ja-/Nein-Entscheidungen, nicht als logischer, eher als analogischer Prozeß. In diesem Prozeß greife ich auf eigene Vorstellungen und Erkenntnisse zurück. Aus diesem

Fundus, der sich nicht genau benennen läßt, aus diesem geistigen Reservoir – einem Ungeschiedenen aus Geschichte, eigenen Erlebnissen, Möglichkeiten, Dinge zu erkennen usw. – versuche ich, Bilder, Vorstellungen, Konzepte oder, etwas großspuriger gesagt, Ideen, genauer: ein Thema zu entwickeln. Ein Thema hat zunächst nichts Logisches. Wenn es aber in seinen vagen Umrissen gedanklich skizziert ist und die Möglichkeit erkannt wird, daß es im Entwurfsprozeß für die gestellte Aufgabe tragfähig sein könnte, dann bleibt es doch zunächst nur abschätzbar. Logisch beweisen läßt es sich nicht. Vielmehr geht es um trial and error, etwas versuchen und wieder verwerfen. Um es deutlicher zu sagen: Zunächst um nichts anderes als um die Aufstellung einer Hypothese. In der Wissenschaft geht man genauso vor. Diese Hypothese zu finden, das ist ein poetischer, kein klar zu benennender Prozeß. Gleichwohl ist er beim Entwerfen das Wichtigste überhaupt. Hat man erst einmal eine Hypothese gefunden, dann hofft man selbstverständlich, mit ihr arbeiten zu können.

Neitzke: Gut. Wenn eine Hypothese – wie Sie sagen – sich als tragfähig für die Durcharbeitung einer bestimmten Aufgabe erweist, dann läge es doch eigentlich nahe, sie mit Hilfe von Geräten zu prüfen, die sie an den verschiedenen Vorgaben mißt – dem Raumprogramm, konstruktiven Bedingungen, Vorschriften der Landesbauordnung usw. So ließe der Entwurfsprozeß sich doch rationalisieren. Oder nicht?



Maschinenprozeß überlassen!

Gespräch mit Peter Neitzke

Ungers: Von einer bestimmten Stufe an ganz sicher. Die Hypothese enthält und entwickelt ja irgendwann eine eigene Logik, so daß man sich, von einem bestimmten Punkt an, einer EDV-Anlage bedienen könnte. Und trotzdem kann ich so nicht arbeiten. Alle weiteren Ebenen in der Entfaltung der Hypothese, der Durcharbeitung bzw. Prüfung des Themas sind immer wieder der Versuch, die Hypothese zu widerlegen, am offensichtlichsten natürlich, wenn es um Fragen der Funktion, der Wirtschaftlichkeit oder der konstruktiven Machbarkeit geht. Das sind gleichsam Filter, durch welche man die Hypothese schickt. In Wirklichkeit geht es dann aber sehr viel komplizierter zu. Ästhetische Entscheidungen, beispielsweise, sind nicht „beweisbar“, weil sie eigentlich nicht logisch faßbar sind; sie beruhen eben auch auf dem Empfinden. Ist ästhetisch befriedigend, was bei der Entwicklung der Hypothese entsteht? Ist es gestalterisch konsistent? Wenn ich die Hypothese logisch zu Ende führe, kommt dann vielleicht etwas heraus, das ich gestalterisch eigentlich nicht gewünscht hatte? Also, es ist nicht ganz so einfach, sondern wird gerade wenn es in den Bereich der Gestaltung, der Ästhetik, also in nicht eindeutig benennbare, in Fakten oder Quantitäten bezifferbare Ebenen hineinkommt – sehr schwierig. Wichtig ist aber noch etwas anderes: Man muß die Hypothese während des Entwerfens im Schweben halten, d.h., man muß bereit sein, sofort eine Hypothese gegen eine andere auszutauschen.

Folglich müßte man eigentlich mit mehreren Hypothesen zugleich arbeiten, wobei man – durch welchen komplizierten Prozeß auch immer – plötzlich doch eine von ihnen zumindest an einem Zipfel festhalten kann, wenn man meint, die richtige zu haben. Erst dann beginnt der Prozeß einer gleichsam logischen Durcharbeitung. Dieser Prozeß könnte unter Umständen von einer Maschine übernommen werden; aber ich bezweifle das. Warum? Selbst bis in die späten Phasen, bis ins Detail hinein werden immer wieder die gleichen Anforderungen an die Entscheidungen gestellt, wie bei der Anfangshypothese, die den Entwurfsprozeß zunächst zu beruhigen scheint. Falls das Bild sich dann einstellt und weiterverfolgt werden kann, ist damit zunächst eine Richtung gegeben. Die Klärung dieser Richtung aber, die Frage, ob sie dann eine gestalterische oder ästhetische Logik besitzt und damit nicht mehr alles machbar ist, das ist es eben, was eine andauernde Prüfung erfordert. Das kann man nicht einem Gerät überlassen, das Wenn-/Dann- oder Ja-/Nein-Entscheidungen treffen kann und sonst nichts. Der Prozeß ist zu komplex, um ihn einer Maschine zu überlassen.

Neitzke: Wie steht es mit den Erfahrungen beim Entwerfen, wie verändern sie das Entwerfen?

Ungers: Der Entwurfsprozeß macht Dinge sichtbar, die vorher nicht sichtbar waren, die nicht da waren. Ich will jetzt nicht das große Bild

vom Entwurf einer Welt strapazieren. Das Schöne am Entwerfen ist ja, daß man etwas denkt, sieht, *entwirft*, das es zuvor so noch nicht gab. Das ist das Aufregende. Bereits Entwickeltes, Vorhandenes zu übernehmen, das ist nicht entwerfen, das ist bloße Produktion. Ein wesentliches Merkmal des Entwerfens ist der Versuch, Vollkommenheit zu erreichen. Die Urhütte, um ein Beispiel zu geben, die aus Stangen und Reisig zusammengeschlagen war, hat sich in der Geschichte bis zu dem höchst verfeinerten Gebilde eines Tempels entwickelt, bei welchem jedes Teil auf eine ehemals bedeutungsvolle oder einfache Kombination des Materials zurückgeht, dann aber höchste Qualität und Vervollkommenung menschlichen Geistes erhalten hat. Das eigentlich ist Entwerfen. Wenn man das der Maschine überlassen würde, würde man sich immer nur auf bereits Vorhandenes stützen, man würde nie das Abenteuer der Geburt des Neuen wagen.

Neitzke: Erfahrungen während des Entwerfens: Die elektronisch arbeitende Anlage macht selbst keine Erfahrungen. Sie kann nicht nur auf Erfahrungen nicht zurückgreifen – befriedigend, daß den Konstrukteuren die Lösung dieses Problems nicht gelingen kann! – sie verhindert meines Erachtens sogar Erfahrungen, Erfahrungen der Art, von der wir hier reden.

Ungers: Das Entwerfen ist eine Entdeckungsreise, wie eine Reise in ein unbekanntes Land. Sie beginnt mit dem Beginn des Entwerfens selbst, sofort. Meine Erfahrung lehrt mich, daß man auf diese Entdeckungsreise nicht verzichten kann und nicht verzichten darf. Wenn man Entwerfen aber als Entdecken betrachtet – nicht als Erfinden, das ist etwas ganz anderes –, dann, meine ich, kommt man dazu, weniger emphatisch, weniger affirmativ auf die sich mit Computer Aided Design angeblich bietenden Möglichkeiten zu reagieren.

Neitzke: Einzigartige, unvergleichbare, unübertrefflich schöne Gebäude zu verwirklichen – was ist das heute? Ein Haus muß stets einen bestimmten Gebrauchswert besitzen, vielleicht ist es sogar schön. Seine Brauchbarkeit wird vielleicht sogar erst durch seine schöne Gestalt unmittelbarer erfahrbar. Der alte Kanon, der hier angesprochen ist, was hat er mit der gegenwärtigen Verfassung der Welt gemein? Die Zahl derer, die ihre Augen bewußt gebrauchen und dabei eigene Erfahrungen machen, ist klein genug und wird, vermute ich, immer kleiner werden. CAD, bevor es beim Entwerfen von Gebäuden seine Dienste anbot, war schon als Zerstörer von visuellen Erfahrungen bekannt. Die elektronische Erzeugung von Bildern breitet sich weiter aus; ich denke an Video-Clips oder Werbespots, die die ästhetischen Schocks der Moderne inzwischen zur höheren Weihe der Ware verbrauchen. Marken und Zeichen treten immer mehr an die Stelle eigener, verarbeitender Seherfahrung. Kann man sich eine Technik, die sich als Hilfsmittel feilbietet, eine Technik, die zerstört, für das Entwerfen einer humanen Archi-

tektur vorstellen? Müssen die Resultate nicht zwangsläufig von den Bedingungen und Formen ihrer Herstellung Zeugnis ablegen?

Ungers: Ich sehe das so. Was bei CAD zu einer gewissen Verführung werden kann, ist, daß die Mittel zu *schnell* einsetzbar und damit auch zu schnell verbraucht sind. Das verführt dazu, nichts mehr ernst zu nehmen. Man spielt nur noch mit Gedanken, geht mit ihnen nur noch nach Art von Attitüden oder Episoden um.

Neitzke: Wie jemand, dem man ein eben von ihm gemachtes Polaroidfoto zeigt und der mit der Bemerkung abwinkt, für die eigene Geschichte interessiere er sich nicht.

Ungers: Für das Bauen wäre das fatal. Wenn nichts mehr ernst genommen wird und damit eigentlich alles zur Persiflage, zur Travestie wird, dann entsteht keine gebaute Kultur mehr. Allein die Tatsache, daß man mit CAD Farben erzeugen und beliebig verwandeln kann, ist meines Erachtens so verführerisch, daß die Farbe als Ausdrucksmittel gar nicht mehr ernst genommen wird. Alles ist bunt, alles machbar, ein Gebäude läßt sich in ein anderes verwandeln. Man kann alle Formen anwenden, deren Vokabular man besitzt, ohne nach Inhalten zu fragen.

Neitzke: Zur Zeit meines Architekturstudiums haben wir noch Erfahrungen mit maßstäblichen Modellen gemacht. Körper und Räume konnten wir so in dieser realen Dreidimensionalität wahrnehmen; selbstverständlich verändert der kleine Maßstab, das beim Modell schiefe Verhältnis von Körper, Raum und Materialtextur den Eindruck; es bleibt aber die Möglichkeit, alle drei Dimensionen *unmittelbar* zu sehen. Die zweidimensionale Zeichnung, selbst wenn sie drei Dimensionen zeigt, bleibt dagegen immer ein Surrogat. Nun macht ja eine Perspektive oder eine aufwendige Isometrie viel Arbeit. Ich befürchte, daß die Möglichkeit, mit Hilfe von CAD im Handumdrehen schnell wechselnde perspektivische Bilder erzeugen zu können, die Erfahrung des *allmählichen* Entstehens visueller Eindrücke zerstören wird, von Erfahrungen mit dreidimensionalen räumlichen Modellen ganz zu schweigen. Wer wird sich noch die Mühe machen, sich gleichsam archaisch mit Modellen aus Pappe oder Ton zu befassen, wenn – scheinbar identische – Resultate sehr viel weniger aufwendig zu haben sind?

Ungers: Ich glaube ganz sicher, daß diese Entwicklungen Erfahrungen dieser Art vernichten. Die Architektur wird graphisch durch die Mittel, die sie benutzt. CAD ist ja ein graphisches Mittel, zweidimensional. Es wäre darum eigentlich kein Wunder, wenn die schon gegenwärtig flach wirkende Architektur mit der Verbreitung von CAD noch flacher würde, bloße Fassade, zweidimensional wie die Zeichnung. In der Tat kann nichts die Anschauung besser ersetzen als ein Modell. Die Wirklichkeit zeigt nur der gebaute Raum. Nun schafft die moderne Architektur eigentlich keine Räume mehr, Raum ist nicht mehr Gegenstand

des architektonischen Bewußtseins. Von der Kunst, Räume zu bilden, ist nicht mehr die Rede. Wollte man nur fünf Innenräume der neueren Architektur benennen, man käme vermutlich in Schwierigkeiten. Das ist ein enormer Verlust, ein Verlust, der natürlich auch in den Mitteln begründet ist, mit denen gearbeitet wird.

Neitzke: Es gab einmal Primärerfahrungen von Raum und Zeit. Je mehr Bilder in die Welt kommen, je größer die Umlaufgeschwindigkeiten dieser Bilder, desto größer die Gefahr, daß die eigenen Arbeiten Resultate von abgeleiteten Erfahrungen sind. Man hat vom Leben aus zweiter Hand gesprochen.

Ungers: Lassen Sie mich noch einmal auf meine Erfahrungen beim Entwerfen zurückkommen. Ich halte es für sehr wichtig, daß man sie selbst macht. Die Trennung von Gebautem und Gezeichnetem ist ja bereits so weit gediehen, daß sie eine weitere Trennung eigentlich kaum noch duldet. Ein gotischer Dom wurde noch gebaut, indem die Risse im Originalmaßstab auf das Gerüst gebracht wurden; man dachte und entwarf also in allen Proportionen immer unmittelbar in der Vorstellung von der Realität. Heute denken und entwerfen wir in Miniaturen. Was wir bauen, verkleinern wir uns zunächst durch Maßstabsreduzierung. Über diese Verkleinerung verändert sich aber auch, was wir als Konzept vor Augen haben. Raum und Material kommen nur noch in der Vorstellung, in der Simulation vor; die Entfernungen des Entwerfenden vom Material ist bereits so weit gediehen, daß man über Material nur noch disponiert, es aber eigentlich gar nicht mehr richtig kennt, man faßt es nicht mehr an. Es gibt Bauten, deren Materialien der Architekt selbst nie berührt hat, während der Baumeister einer gotischen Kathedrale seine Materialien genau kannte, ihre Festigkeit, ihre Oberflächen usw.

Neitzke: Würden Sie hier von Entsinnlichung sprechen?

Ungers: Ich halte das für eine völlige Entsinnlichung, denn man muß doch vom Material her spüren, wie etwas in der Realität sein wird. Wenn der existentielle Umgang mit Architektur durch den maschinellen, manipulierten Umgang mit Architektur ersetzt wird, dann bleibt am Ende vielleicht nur noch eine Hülle, ein leerer, auch für den 'Architekten' nicht mehr erfahrbare, erlebbarer Bau, der auch für andere etwas Künstliches, etwas Unwirkliches hat, einem Auto vergleichbar: ein kühles, unpersönliches Objekt. Architektur aber bildet dadurch, daß sie erfahrbare ist, Raum, eine Erweiterung von Haut, von der eigenen Existenz also.

Das Gespräch wurde am 7. Oktober 1985 in Köln geführt.

Das vollständige Gespräch erscheint in dem in Kürze erscheinenden Band „CAD – Architektur automatisch?“ innerhalb der Reihe „Bauwelt Fundamente“, herausgegeben von W. Ehlers, G. Feldhusen und C. Steckeweh.

Braunschweig: Vieweg 1986. Ca. 224 Seiten, 14 x 19 cm. (Bauwelt Fundamente, Bd. 76.) Pr. ca. DM 32,-
ISBN 3 528 08776 5

Stadt und Architektur im Film

Stadtschicksale – Stadtexperimente

Zwei Fernsehfeatures je 45 min.,

Autor: Ulrich Pfeiffer, Regie: Bernd Segin, Redaktion: Knut Fischer. WDF 1986

„Stadtzentren zeigen Stadtschicksale“ so erfahren die Zuschauer gleich zu Anfang des ersten Teiles und sehen dabei von oben auf die Münchener Innenstadt. Man mag es glauben, wenn man im Weiteren die Ausführungen zur „Gründerzeitstadt“, der der 20er Jahre und der der Gegenwart folgt. Jedoch schicksalhafte Äußerungen, wie „die freien Formen verloren ihre Maßstäbe und wucherten zu Gebäudegebirgen ... aus Durchgrünung und Auflockerung wurden oft Leere und Öde“, lassen gleich zu Anfang Klischees aufkommen, die einem das Weiterverfolgen des Filmes verleiden könnten. Man sollte jedoch trotz dieser – unbedachten oder vorsätzlichen – Stereotypen die Filme ruhig weiter ansehen, denn es folgen nun interessante und kenntnisreiche Schilderungen von Stadtentwicklungsprozessen, die auf ihre wirtschaftliche Grundlage zurückgeführt sind und mit deren Veränderung immer das soziale Wohl der Kommune und der arbeitenden Bevölkerung verknüpft ist. Die Beispiele sind im ersten Teil – der eher analysierend ist – München, Glasgow und Duisburg.

In München ist der betrachtete Hauptgegenstand die Randwanderung der höher Ausgebildeten und besser Verdienenden, die sich sozial segregierte Ghettos schaffen - die beschworene Ruhe in der Einöde

wurde beim Interview lediglich durch überfliegende Düsenjäger gestört (!). In Glasgow ist es die Industriebrache, der Aufbau neuer Elektronikindustrie außerhalb der Stadt und die verlassenen, heruntergewirtschafteten Sozialwohnungen, in Duisburg ist es die halb verlassene und halb verfallene Mannesmann-Werkssiedlung „Hüttenheim“. An allen Beispielen wird klar, daß eine sozial gemäße Stadtentwicklung nicht möglich ist, zumindest nicht ohne Einflußnahme auf die in Stadt und Region vorhandenen Kapitale und deren weitere Verflechtungen, was allerdings nicht expliziert wird. Der Autor verblüfft nun jedoch mit Kleinslösungen, die sich nicht unbedingt aus seiner Analyse ableiten lassen. So zeigt er wie durch Privatbesitz und Genossenschaften verfallene Wohnungen und Siedlungen wieder hergestellt werden können und läßt dabei seine vorher angeführten Determinanten der Stadtentwicklung außer acht.

Der zweite Teil zeigt nun konsequenterweise Veränderungsexperimente im Kleinen. So werden z.B. die Selbsthilfebemühungen der Bewohnergenossenschaft der bekannten Duisburger Werkssiedlung „Rheinpreußen“, die sozial exklusiv – sog. „Grasdachsiedlung“ in Hannover gezeigt – nur dem aufmerksamen Zuschauer entgeht nicht, wenn eigentlich die Zukunft der Städte gehören soll, nämlich den höheren sozialen Gruppen. Nach München-Perlach und -Arabella Park wird dann Louvain la Neuve als: „die ganze Stadt ist eine Fußgängerzone“ und ohne Autos herrsche überall Ruhe und Entspannung, dargestellt.

Das Fahrradverkehrsmodell von Erlangen rundet die Experimente ab.

Das Phänomen neuerer Funktionsmischung wird an einer kleinen Elektronikfirma, die ehemalige Bäckerei- und Caféräume in einem Wohnhochhaus nutzt, aufgezeigt. Auch wird am Beispiel eines Schafenhütenden Frankfurter EDV-Fachmannes und seiner Frau auf eine neue Tendenz zur Auflösung der Städte hingewiesen, da EDV-Fachmann und Frau ihren Lebensunterhalt weiterhin durch Datenverarbeitung verdienen, jedoch in „Heimarbeit“ auf dem Lande. Trotzdem gibt es am Ende ein Plädoyer für die Stadt.

Sowohl die geschilderten Modelle, wie auch die vorangestellten Analysen bieten gute Grundlagen über Stadt und ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu diskutieren, leider werden daraus mögliche zu entwickelnde Handlungen ein wenig verstellt, da der Stadtentwicklungsprozeß letztlich naturhaft also insgesamt unabänderbar dargestellt wird. Selbstdenker können jedoch auf der mitgelieferten Analysegrundlage weiter denken und u.a. feststellen, daß diese Stadtentwicklungsprozesse keine Schicksale sind, sondern von der Grundlage herrschender gesellschaftlicher Entscheidungen getragen werden, wobei die Summe der Experimente im Kleinen wohl ansatzweise Lebensmodelle aufzeigen, nicht aber die zerstörerischen Antriebskräfte innerhalb der Stadtentwicklung aufhalten kann. In diesem Sinne sind die zwei Filme als gute Informationsgrundlage nutzbar.

Volker Roscher

Audio-visuelle Medien in der räumlichen Planung

Ein Tagungsbericht

Am 29. und 30. 11. 1985 fand an der Gesamthochschule Kassel ein Arbeitstreffen zur Frage der Einsatzmöglichkeiten und des Verhältnisses von AV-Medien und räumlicher Planung statt. Es war dies der Versuch, Personen aus verschiedenen Institutionen und Arbeitszusammenhängen zusammenzubringen, die in unterschiedlichster Weise mit AV-Medien im Bereich räumlicher Planung arbeiten. Ziel war die verstreuten, meist „einkämpferischen“ Ansätze systematisch zusammenzuführen und einen kontinuierlichen Diskussions- und Informationsfluß zu installieren.

Siegfried Herrmann aus Wien berichtete über seine Aktivitäten am Institut für Architekturkinematographie und seine Ansätze zum Einsatz filmischer Medien als Instrumentarium zur funktionalen und sozialen Analyse von Raumnutzung und Architektur. Manfred Walz (Dortmund) stellte anhand eines Forschungsprojekts über Industriearbeiter die Versuche und Ergebnisse einer Medienarbeit von unten und die Konstitutionsbedingungen emanzipatorischer Medienarbeit als Reflex kollektiven Ge-

dächnisses dar. Die Medienarbeit des Planungsamtes der Stadt Köln im Zusammenhang von Bürgerinformationen zu Fragen der Wohnumfeldverbesserung wurde von Michael Glotz vorgetragen. Maria Rosche und Werner Schmitz von der Universität Essen zeigten Einsatzmöglichkeiten und technische Verfahren von Modellsimulation zur Bewohnerbeteiligung bei Planung auf. Abschließend referierte Dieter Hennicken (Kassel) über materielle, soziale und medienspezifische Bedingungen der Arbeit mit AV-Medien im städtischen Konflikt.

Der zweite Tagungstag hatte den eher rezeptiven Umgang mit AV-Medien zum Schwerpunkt. Folckert Lützen-Isberner (Kassel) beschäftigte sich mit den Genré des städtebaulichen Lehrfilms der 50er Jahre und erläuterte den Zusammenhang filmischer Ausdrucksmittel und inhaltlicher Aussage (Planungsideo-logie) und deren kontinuierlicher Weiterentwicklung aus den nationalso-zialistischen Propagandafilmen.
Volker Roscher (Hamburg) zeigte die methodischen rezeptions-spezifi-schen und didaktischen Kontexte und Möglichkeiten des Einsatzes

von Videofilmen/Fernsehfeatures in Hochschulveranstaltungen am Beispiel der von ihm veranstalteten Seminarreihe Stadt und Architektur im Film auf. Dann berichteten Studenten der GHK über ihre Erfahrungen mit selbstproduzierten Filmen als „Ergänzung“ ihrer planerischen Studienarbeiten. Abschließend wurde von Mauricio Giaccaglia, Cornelia Barth und Albert Pinkwols (Rom/Kassel) das Projekt der „Architettura Idee“; einer Architekturzeitschrift auf Videoband vorgestellt. Mit finanzieller Hilfe der Biennale ins Leben gerufen, sollen Filme, Kommentare und Features zu aktuellen und historischen Fragen der Urbanistik und Architektur bearbeitet werden und dabei die spezifischen Qualitäten filmischer Medien zur Darstellung von Architektur benutzt werden.

In der Diskussion dieser sehr unterschiedlichen Ansätze zum Medieneinsatz schälten sich drei verschiedene, mögliche inhaltliche Schwerpunktthemen eines weiteren Treffens heraus:

1. Zum instrumentellen Medieneinsatz in der Planung, d.h. den Einsatzmöglichkeiten von Film und Video

Ralph Erskine's Wiederaufbaupläne für die Altstadt von Ancona

Die alte Streitfrage, wie man in Altstädten bauen solle bzw. dürfe, hat in Italien einen neuen fruchtbaren Gegenstand gefunden: die durch das Erdbeben von 1972 teilzerstörte Altstadt von Ancona an der mittleren Adria. 1984 wurde der schwedische Architekt Ralph Erskine (Planer von „Byker“ in Newcastle) beauftragt, für einen Teil des Altstadtquartiers Guasco S. Pietro ein Wiederaufbaukonzept zu erarbeiten. Sein in einem partizipatorischen Verfahren entwickelter Plan gilt als „provokatives Projekt“.

Die Aufgabe war denkbar schwer: Schon vor dem Erdbeben hatte der Altstadthügel an Bedeutung ver-

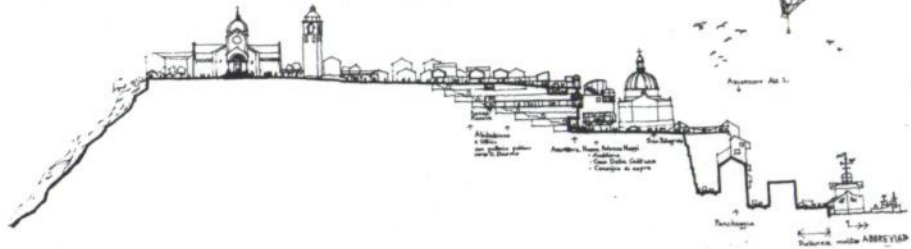
loren. Das tertiäre Zentrum entwickelte sich in der Talebene; der Bau zweier Gefängnisse und die Kriegszerstörung markierten erste Etappen des Verfalls der historischen Stadt. Durch eine radikal neue, nicht-rekonstruierende städtebauliche Lösung soll endlich – nach über zehn Jahren – der Weg aus dem Notstand der Trümmer, Ruinen und verfallenen Häuser gefunden werden. Erskine – zum ersten Mal in Italien tätig – schlägt eine Mischung von universitären Bauten, Altenwohnungen, kulturellen Einrichtungen, Handwerkerräumen, Büros und Geschäften vor. Archäologische Reste, insbesondere das

Amphitheater, werden in die Anlage integriert. Das zentrale Element des Vorschlags ist die „scala Nuova“, die Neue Treppe, die den Hügel erschließt – für Erskine ein Symbol der „Rückkehr zur Kultur der Fußgänger“. Die Treppe soll auch als Motor der Revitalisierung der umliegenden Gebiete fungieren. Am Fuße des Hügels sind drei große Autoabstellplätze vorgesehen, vom Hafen soll über ein Aufzugssystem eine Verbindung bis zur ehrwürdigen Kathedrale hergestellt werden.

Die Vorwürfe an Erskine sind hart: „Betonierung des Hügels“ und „Vergewaltigung der historischen

und architektonischen Erinnerung an den schönsten Teil der Stadt“ (laut La Repubblica vom 20. 8. 85). Bruno Zevi, glühender Verehrer des baulichen Rationalismus, ist dagegen zufrieden (L'Espresso 25. 8. 85). Das Altstadtgebiet von Ancona ist natürlich nicht ohne weiteres mit anderen historischen Quartieren zu vergleichen, es trägt an der Folgelast des Erdbebens. Für Erskine ist es „eine Zone ohne Gegenwart, aber mit einer Vergangenheit und einer möglichen großen Zukunft“.

Harald Bodenschatz



als Erhebungs- und Untersuchungsinstrument.

2. AV-Medien als Mittel einer „vernünftigen“ Lokalberichterstattung; Sozialforschung mit Methoden der oral history; Organisationsfragen lokaler Öffentlichkeiten; Vermittlung von Planungsfolgen an Dritte/Betroffene.

3. Medienarbeit an der Hochschule, Organisationsfragen des Medienzugriffs, Mediathek etc.; Ausbildung an und mit Medien, Mediendidaktik.

Zu einem dieser Schwerpunkte soll gegen Ende des Jahres ein erneutes Arbeitstreffen stattfinden, auf dem gezielt inhaltlich auch Leute aus anderen Fachgebieten hinzugeholt werden sollen. Um einen arbeitsmäßigen Zusammenhang und kontinuierlicheren Austausch in dieser wichtigen Frage herstellen zu können, ist eine lose Arbeitsgruppe AV-Medien in der räumlichen Planung gegründet worden. Für inhaltliche Anregungen und Vorschläge für das nächste Treffen sind wir dankbar. Die Vorträge dieses Arbeitstreffens sollen bald als kurze Proceedings herausgegeben werden.

Kontaktadresse: Dieter Hennicken,
Gesamthochschule Kassel, Fachbereich
Stadtplanung Landschaftsplanung
Henschelstr. 2, 3500 Kassel

Aus dem WohnBund

Selbstbaugenossenschaft Berlin e.G. – 2 Jahre alt

Viel ist seit der Genossenschaftsgründung mit 30 Leuten im Januar 1984 passiert – die Mitgliederzahl ist auf 150 angewachsen, die beiden genossenschaftlichen Bauprojekte sind fertig oder kurz vor der Fertigstellung. Das 1. Bauprojekt war das *Wohnregal* in der Admiralstr. 16. In einer engen Baulücke in Berlin Kreuzberg ist ein 7 geschossiger Neubau mit 12 Wohnungen mit über 1000 m² Wohnfläche im Entstehen. In die Hülle aus Stahlbeton werden von den Nutzern (die Mitglieder der Genossenschaft sind) den Architekten und den Praktikanten (Architekturstudenten) die 2 geschossigen Wohnungen mit Holzelementen fertiggestellt. Die Nutzer können nach vielen Änderungen und unvorhergesehenen Problemen voraussichtlich im April 86 in ihre selbstausgebauten Wohnungen ziehen bei einer Kaltmiete von DM 3,50–4,50 je nach Wohnungsgröße. Schon heute läßt sich feststellen – der Selbstbauanteil war unter den gegebenen Umständen zu hoch, es sind ca. 600 Arbeitsstunden pro Wohnung, laut dem WB Ansatz sind in Höhe von DM 290 000 Selbstwertleistungen zu erbringen.

Bei dem 2. Bauprojekt der Genossenschaft, dem *Wohnhof* Lindenstr./Markgrafenstr. war es für uns in mancher Hinsicht leichter. Bei diesem größeren Neubauprojekt sind wir nicht in der Bauherrenpflicht, sondern nur Generalpächter der 48 Wohnungen, die im Sozialen Wohnungsbau errichtet werden. Der Wohnhof Lindenstr./Markgrafenstr. ist auch eines der Modellprojekte der IBA (Architekt H. Hertzberger, Amsterdam); auch hier ha-

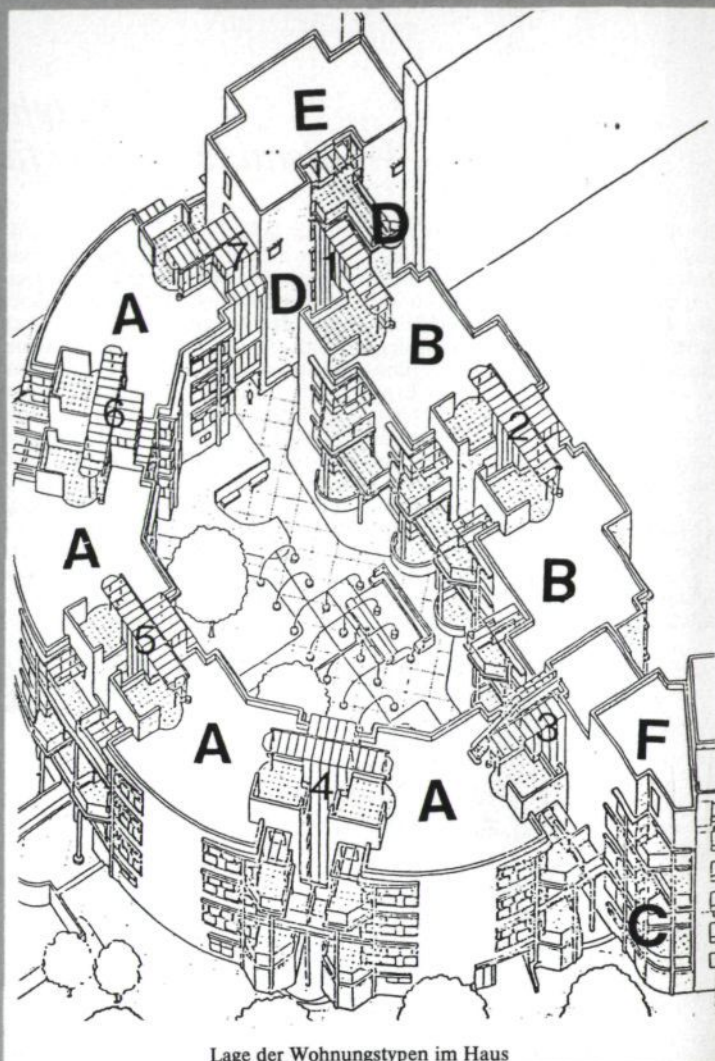
ben die Nutzer mit einem kleineren Selbsthilfeanteil ihre Wohnungen fertiggestellt. Die geleisteten Selbsthilfestunden – die, unter Anleitung von 2 erfahrenen Architekten, erbracht wurden, führen zu einer wirksamen Mietsenkung: z.B. von DM 50,- bei einer 3-Zimmer-Wohnung von 80 m², dafür sind ca. 400 Arbeitsstunden geleistet worden. Außerdem beteiligten sich die Nutzer mit zusätzlichen Genossenschaftsanteilen – bei der o.a. Beispielwohnung beträgt der Anteil DM 3500,-.

Die Selbstbauphase begann im Aug. 85 – im Februar dieses Jahres werden alle Wohnungen bezogen sein, die Hälfte der Nutzer wohnt bereits dort, zu der Wohnanlage gehören noch eine Tiefgarage, Dachterrassen und Gemeinschaftsräume.

Ein Beirat der Nutzer zur weitgehenden Selbstverwaltung der Wohnungen hat sich bereits gebildet.

Weitere Projekte – auch im Altbau- und Dienstleistungsbereich – der Genossenschaft sind in Vorbereitung. Ob der ehrenamtliche z.T. neue Vorstand erfolgreich weitere Projekte, die den genossenschaftlichen Zielvorstellungen entsprechen, akquiriert – das werden die nächsten Monate zeigen. Die unveränderten Zielvorstellungen der Genossenschaft sind:

- weitestgehende Selbsthilfe und Mitplanung bei den Wohnprojekten
- weitestgehende Bewohnerselbstverwaltung und eigene Bewirtschaftung der Häuser
- Versorgung der Nutzer mit preiswertem Wohnraum unter Berücksichtigung des genossenschaftlichen Gemeinschaftseigentums.



Lage der Wohnungstypen im Haus

Im Haus gibt es Wohnungen sechs verschiedener Typenkategorien:

24 Wohneinheiten von
Typ A: 3-Zimmer, 80,8 qm Wohnfl.
12 Wohneinheiten von
Typ B: 3-Zimmer, 74,9 qm Wohnfl.
3 Wohneinheiten von
Typ C: 3-Zimmer, 80,8 qm Wohnfl.

6 Wohneinheiten von
Typ D: 2-Zimmer, 60,9 qm Wohnfl.
2 Wohneinheiten von
Typ E: 3-Zimmer, 95,5 qm Wohnfl.
1 Wohneinheit von
Typ F: 3-Zimmer, 110,5 qm Wohnfl.

Österreich: Einfach bauen?

Vernetzung alternativer Wohnprojekte

Die Ausstellung „einfach bauen. Genossenschaftliche Selbsthilfe um die Jahrhundertwende“, im November 1985 im Wiener Künstlerhaus veranstaltet, war Teil eines größeren, vom Bautenministerium geförderten Forschungsprojektes über Geschichte um Aktualität genossenschaftlicher Zusammenarbeit im Siedlungswesen. Unter dem Motto „Aus der Geschichte lernen“ wurde erstmals eine umfassende, kritische Darstellung der Wiener Siedlerbewegung der 20er-Jahre unternommen. 1) Dabei wurden nicht nur alle zwischen 1918 und 1938 erbauten Siedlungen genau dokumentiert, sondern auch deren zwischenzeitliche bauliche und soziale Veränderungen. Gerade an der Wiener Siedlerbewegung läßt sich ja sehr deutlich verfolgen, wie rasch sich eine anfangs unorganisierte, „wilde“ Bewegung in eine hochorganisierte, durchschlagskräftige, bewußt politische Genossenschaftskultur ver-

wandelte – und wie diese einst blühende Kultur durch Austrofaschismus, Nationalsozialismus und Wirtschaftswundermentalität sukzessive zerstört wurde.

Während der Ausstellung fand eine Reihe von Veranstaltungen statt: Eröffnungssymposium „einfach bauen“ (mit Klaus Novy, Friedrich Achleitner, Hardt-Waltherr Hämer, Rudolf Schilling), ein Siedlerfest in Zusammenarbeit mit den alten Genossenschaften, ein „Tag der Kommunalpolitik“, eine Architektendiskussion (mit Adolf Krischanitz, Ottokar Uhl, Horst Gernerth, Roland Rainer) und ein „Tag der Selbsthilfe“, der anhand der zahlreichen Gemeinschafts-Wohnprojekte in Österreich die Aktualität der von der Wiener Siedlerbewegung entwickelten baulichen und sozialen Konzepte diskutierte. Fünf typische Selbsthilfeprojekte stellten sich ausführlicher vor.

Ein Schlußsymposium sollte vor

allem die Grundlagen für zwei konkrete Projekte erarbeiten: für ein genossenschaftliches Reaktivierungsmodell am Beispiel der Wiener „Pionier“-Siedlung Rosenhügel und für ein Neubaumodell auf kleingenossenschaftlicher Basis. Während das zweite Projekt – fürs erste? – am Unverständnis herrschender Wohnbauträger scheitern dürfte, konnten für eine bauliche und soziale Reaktivierung am Rosenhügel zahlreiche Vorschläge erarbeitet werden, die die Genossenschaft nun auch umsetzen will.

Indirektes Ergebnis dieser Veranstaltungsreihe ist aber auch ein in Gründung befindlicher „Verein für gemeinschaftliches Wohnen“ (Arbeitshilfe), also eine dem WohnBund ähnliche Organisation, die von den realisierten bzw. geplanten Gruppen-Wohnprojekten gemeinsam mit allen an wohnungspolitischen Alternativen Interessierten getragen werden soll. Der Verein

will noch im Frühjahr 1986 mit einer großen Tagung an die Öffentlichkeit treten.

Im übrigen ist auch die Ausstellung selbst nicht ad acta gelegt: Noch in diesem Jahr soll ein erster Versuch unternommen werden, sie im Hinblick auf die Genossenschaftsgeschichte in anderen österreichischen Bundesländern weiter auszugestalten. Dieser Anfang wird in Linz (Oberösterreich) gemacht werden.

Wolfgang Förster

1) Katalog zur Ausstellung: Klaus Novy/Wolfgang Förster: „einfach bauen. Genossenschaftliche Selbsthilfe um die Jahrhundertwende. Zur Rekonstruktion der Wiener Siedlerbewegung“, 198 Seiten, ö.S. 280,- (DM 40,-), zu beziehen über: Verein für moderne Kommunalpolitik, Löwelstraße 18, A-1010 Wien.

Wallraff plant Wohnprojekt

Fast zwei Jahre ist es her, seitdem in Hannover das Genossenschaftsprojekt „Gemeinsam Leben“ gescheitert ist. Geplant und nach mehrjähriger Vorarbeit mit 100 Mitgliedern und 7,3 Mio DM Gesamtfinanzierung ringsherum zur Umsetzungsreife entwickelt, stolperte das Projekt – oft kolportiert – schließlich über den Toilettengang eines SPD-Ratsmitgliedes während der entscheidenden Abstimmung im Rat der niedersächsischen Provinzmetropole (dokumentiert u.a. in 74 ARCH⁺, Mai 1984).

Unterm Strich und nach Abzug allen Selbst- und Fremdmitleids blieb für uns, die wir unsere Arbeitskraft samt gesellschaftlicher, beruflicher und privater Gefühlswelt in das Projekt investiert hatten, zunächst nichts als der Rückabsturz ins Private, die berufliche Reduzierung auf Null und erst allmählich wieder eine diffuse Energie zum Weitermachen.

Integration hatte unser Schlüsselwort geheißen. Wir wollen die repräsentative Arche Noah als Nucleus einer neuen Gesellschaft mit bisher überwiegend benachteiligten und gleichzeitig engagierten Menschen, mit Kindern und Alten, mit Familien und Wohngemeinschaften, mit Normalen und Verrückten – und das in funktionaler Mischung aus Wohnen, Arbeiten und Spaßzeit. Gerade auf dieser selbst erkorenen praktischen Ebene von Wohnungspolitik waren wir aber geschlagen worden. Klein geht es seit einem Jahr wieder weiter. Wir haben im Mai '85 den PROJEKT e.V. gegründet, vom Selbstverständnis her ähnlich wie werkStadt e.V. in Dortmund und andere Beratungsorganisationen im WohnBund, beschäftigt mit der Entwicklung von Projekt-Expertisen

und der Vermittlung von Interessen, Objekten, weiteren Fachleuten und öffentlichen wie privaten Mitteln. Parallel haben wir eine WohnBund-Anlaufstelle in Hannover eingerichtet und Ansätze einer niedersächsischen Vernetzung mitentwickelt.

Seit November '85 gibt es für uns wieder ein Lieblingsprojekt, wieder mit thematischem Schwerpunkt auf Integration, diesmal derjenigen von Türken und Deutschen unter einem Dach. Ort: Duisburg, Größenordnung: um 200 Menschen, Eigenkapital: 1–2 Mio DM, Initiator und erster Geldgeber: Günter Wallraff – ein ganz feiner, lieber, witziger, zugleich desillusionierter und überbeanspruchter Mensch, unwillentlich reich und willentlich zu einem Stück privater Kompensation selbst erfahrenen, monstrosen Unrechts entschlossen. Nicht unbedingt aus wohnpolitischem Ansatz, vielleicht eher aus karitativer Motivation, sicher aus Freundschaft zu den ehemaligen Kollegen, jedenfalls in Ordnung.

Das Projekt befindet sich im Anfangsstadium der Konzeptentwicklung, der Objektsuche, der Sondierung öffentlicher Zuschüsse und der Entwicklung einer passenden Trägerkonstruktion; PROJEKT e.V. sieht dabei seine Rolle in inhaltlicher, organisatorischer und koordinierender Hilfe beim Projektaufbau – deswegen an dieser Stelle die Bitte: Falls jemand Erfahrungen oder andere Informationen beitragen möchte oder auch nur Fragen hat, wir würden uns freuen.

Dieter Verdick
PROJEKT e.V., Großer Kolonnenweg 5 B, 3000 Hannover 1,
Tel.: 05 11/63 76 76

Ausstellung:

Geschichte der Kölner Wohnreform

Die „wachsende Ausstellung“ „ANDERS LEBEN. Genossenschaftliche Selbsthilfe als politische Kultur. Beispiele aus NRW“ wird in der neunten Stadt des Landes mit einer eigens erstellten Lokalausstellung gezeigt. Am 24. 4. 86 ist Eröffnung der Doppelausstellung: die Landesausstellung steht im Foyer des Regierungspräsidenten, die Ausstellung zur Kölner Wohnreform im „Kölnischen Stadtmuseum“. Erstmals gibt es neben dem Katalog zur Landesausstellung auch einen eignen Buchkatalog zur Lokalausstellung: „Wohnreform in Köln. Zur Geschichte der Baugenossenschaften“, hg. v. K. Novy, Bachem Verlag.

Die Kölner Wohnreform ist auch von überregionaler Bedeutung. Obwohl sie sowohl quantitativ – Köln hat in den zwanziger Jahren pro Kopf der Bevölkerung am meisten

gebaut – wie auch qualitativ – Köln hatte Deutschlands erste genossenschaftliche Service- und Entwicklungsgesellschaft sowie am meisten Neugründungen nach 1919 – reformpolitisch Bedeutendes geleistet hat, werden bis heute nur Berlin, Frankfurt und Hamburg wirklich beachtet.

Wie auch sonst, wird das von der „Ausstellungsgruppe Genossenschaften“ in WOHNBUND betreute Projekt begleitet von VHS-Veranstaltungen, Busrundfahrten und einem Symposium zur Aktualität des Genossenschaftsgedankens. Da auch alle Kölner Altgenossenschaften sowie das Wohnungsamt Mitveranstalter sind, ist mit einer fruchtbaren Auseinandersetzung und konstruktiven Weichenstellungen zu rechnen.

Die Ausstellung läuft bis Ende Juni.

Genossenschaftlich Wohnen e.V.

Der Verein Genossenschaftlich Wohnen e.V. wurde 1983 in Bielefeld mit dem Ziel gegründet, gemeinschaftliche Selbsthilfe – vor allem im Wohnbereich – zu unterstützen.

Das erste große Projekt des Vereins war die Wanderausstellung „Anders Leben – Genossenschaftliche Selbsthilfe als politische Kultur“, die von der Ausstellungsgruppe Genossenschaften erstellt und betreut wurde. Die Ausstellung wurde in zahlreichen Städten durch Lokalteile über die örtliche Genossenschaftsgeschichte ergänzt und wird inzwischen in drei Fassungen vertrieben. Zur Zeit werden Ausstellungen in Köln (Eröffnung April '86), Essen und Mönchen-Gladbach vorbereitet.

Im letzten Jahr wurde das Archiv für Genossenschaftskultur gegründet, um das durch die Ausstellungsarbeit gewonnene, umfangreiche historische Material dauerhaft zu sichern und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Kosten- und flächensparendes Bauen

485 Wohnungsbauprojekte, die unter dem Motto des kosten- und flächensparenden Bauens geplant und errichtet worden sind, werden in einem Verzeichnis der Arbeitsgruppe Kooperation, der Vertreter des Gesamtverbandes Gemeinnütziger Wohnungsunternehmen, des Deutschen Städtetages und des Bundes Deutscher Architekten BDA angehören, aufgestellt.

Um die Chancen für neue Kleingewohnschaften und genossenschaftliche Wohnprojekte zu verbessern, ist die Dokumentation und Beratung dieser Initiativen ein weiterer Arbeitsschwerpunkt des Vereins. So arbeiten wir u.a. mit anderen WohnBund-Projekten zusammen an der Erstellung eines Gründungshandbuchs für neue Wohngenossenschaften.

Bereits seit längerem stellen wir für Veranstaltungen, Seminare und Tagungen zum Thema Genossenschaften Referenten. Zusätzlich bieten wir Diaserien und Videofilme für die Bildungsarbeit an. Im Rahmen unserer Tätigkeit entstanden eine Reihe von Publikationen, u.a. ein Buch zur Ausstellung „ANDERS LEBEN“.

Weitere Informationen über die Arbeit unseres Vereins sind erhältlich unter der Adresse: Genossenschaftlich Wohnen e.V., Jöllenbekerstr. 123, 4800 Bielefeld 1, Tel.: 05 21/88 95 54

Trotz mancher Bedenken (Unvollständigkeit, Überprüfbarkeit etc.) wird mit dieser Zusammenstellung versucht, den Bereich des kosten- und flächensparenden Bauens transparenter zu machen. Die Liste wird im Laufe dieses Jahres komplettiert. Das Verzeichnis wird kostenlos abgegeben und kann unter folgender Adresse bestellt werden: Gesamtverband Gemeinnütziger Wohnungsunternehmen e.V., Bismarckstraße 7, 5000 Köln 1.

Bochum/Dortmund/Lünen

Lösungen gegen die Privatisierung von Arbeitersiedlungen in Sicht!?

Die Versuche der Einzelprivatisierung in den Arbeitersiedlungen des Ruhrgebiets gehen weiter – der Widerstand dagegen aber auch. Immer mehr ihrer Bewohner – insbesondere im östlichen Ruhrgebiet – schließen sich zusammen und fordern bei allen Beteiligten Lösungen ein, die langfristig sichere Mietverhältnisse bieten können:

- Lothringen-Siedlung in Bochum Hiltrop
- Grunewaldsiedlung in Dortmund-Scharnhorst
- Müsersiedlung in Dortmund-Derne
- Oberbecker-Siedlung in Lünen-Süd.

Alleine diese vier Siedlungen haben zusammen weit über 1000 Wohnungen.

Die Interessengemeinschaft der Mieter in diesen Siedlungen werden in ihrem Suchen nach Alternativen zur Einzelprivatisierung beraten und unterstützt u.a. von der Arbeitsgemeinschaft der Arbeitersied-

lungsiniciativen, dem Mieterverein Bochum und werkStadt e.V. (Mitglied im WohnBund). Alle zusammen haben eine gemeinsame Erklärung erarbeitet, die als Forderungskatalog insbesondere an die Landes- und Kommunalpolitiker, aber auch weitere Beteiligte wie die Ruhrkohle AG oder die Industriegewerkschaft Bergbau und Energie veröffentlicht und breit verteilt werden wird. Es soll deutlich gemacht werden, daß Handlungsbedarf in andere Richtungen als die Einzelprivatisierung vorhanden ist! Die wesentlichen Inhalte der Erklärung sind:

- Einzelprivatisierung führte und führt weiterhin
- zu Verunsicherung und Belastung der betroffenen Bewohner
- zur Auflösung gewachsener und intakter Nachbarschaften
- zur Vernichtung preiswerten Mietwohnraums.

Auch die 1981 gegründete „Gesellschaft zur Sicherung von Bergmannswohnungen“ (GSB) konnte

und kann dies nicht verhindern. Denn sie hat ja die Einzelprivatisierung zum Programm erhoben – wenn auch in ‚geordneter‘ Form.

Die Landesregierung schien das Problem erkannt zu haben und ergriff 1985 mit dem ‚Sonderprogramm zum Aufkauf preisgünstiger Mietwohnungen‘ erste notwendige Gegenmaßnahmen. Das Sonderprogramm ist jedoch Ende 1985 ausgelaufen. Forderung: Es müssen die materiellen Voraussetzungen geschaffen werden, daß auch weitere bedrohte Siedlungen als Mietersiedlung in ‚Gemeinschaftslösungen‘ und in dauerhafter gemeinnütziger Trägerschaft gesichert werden können. Es müssen daher im Landeshaushalt 1986 des Landes NW wieder ausreichend Mittel bereitgestellt werden. Die öffentlichen Mittel müssen aber so eingesetzt werden, daß ein langfristiger wohnungs- und sozialpolitischer Nutzen entsteht. Insbesondere muß verhindert werden, daß öffentliche Mittel ‚privatisiert‘ werden können. Die Vergabe der Mittel ist daher an folgende drei Bedingungen zu knüpfen:

1. Bindung des Wohnraums auf Dauer. Dies kann z.B. durch die Vergabe von Erbbaurechten geschehen. Denn: Der hohe Einsatz öffentlicher Mittel ist wohl nur zu rechtfertigen, wenn damit langfristige Lösungen erreicht werden, die denjenigen zugute kommen, die auf preiswerten Mietwohnraum angewiesen sind.

2. Sicherung eines stabilen Mietniveaus. Finanzierungsbedingte Mietsteigerungen sind durch entsprechende Fördermodalitäten so weit als möglich zu vermeiden.

3. Unterstützung der Selbstverwaltung. Für alle die Siedlungen betreffenden Entscheidungen (Instandsetzung, Modernisierung, Belegung) ist den Bewohnern ein weitgehendes Mitbestimmungsrecht einzuräumen.

Daraus ergeben sich kurzfristig notwendige Handlungsschritte:

● Bewohner aus bedrohten Siedlungen, die sich an die Kommunen oder an das Land wenden und mehrheitlich als Mietersiedlung wie bisher weiterbestehen bleiben wollen, sollen politisch gestützt und nicht hingehalten werden.

● Zur Übernahme der Siedlungen bedarf es neuartiger Trägerschaften, die die genannten Bedingungen auch einzulösen in der Lage und willens sind. Vertreter der betreffenden Kommunen, des Landes NW und der Bewohner sollen sich zur Klärung dieser Fragen an einen Tisch setzen.

● Die siedlungsbezogene Entwicklung von Lösungen setzt eine kompetente Fachberatung von Dritten ebenso voraus wie eine kontinuierliche Betreuung innerhalb der Siedlung (z.B. durch Anwaltsplaner). Dies ist möglichst zügig sicherzustellen.

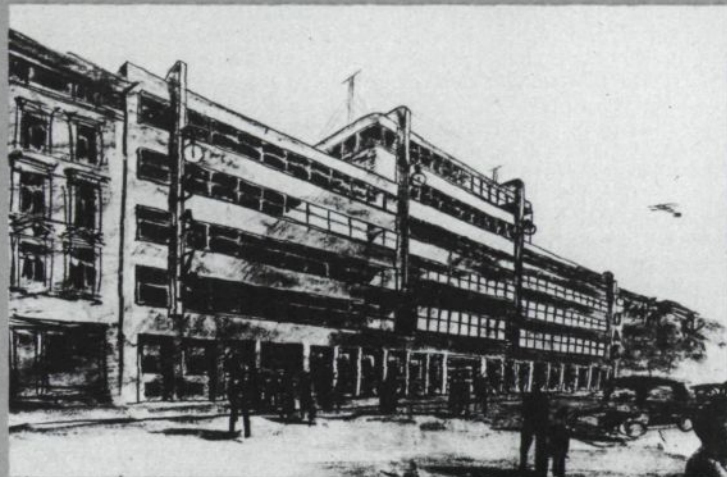
Einige der Forderungen finden sich inzwischen auch in Wahlprogrammen der Parteien wieder. Insbesondere die SPD wirbt mit dem Genossenschaftsgedanken. Hier – bei der Sicherung preiswerter Mietwohnungen – ist Gelegenheit, den Worten Taten folgen zu lassen!

Joachim Ball, werkStadt e.V.
Dortmund

Erinnerung an eine vergessene Moderne



Villa Michaelson auf dem Falkenstein, 1922/23



Wettbewerb der D.A.Z., Berlin 1924

1932 publizieren Hitchcock und Johnson in ihrer Abhandlung über den Internationalen Stil den Hamburger Kunstverein und das Landhaus Werner als zwei Beispiele des modernen Bauens. Der Architekt dieser Bauten, Karl Schneider, muß 1938 nach Amerika, Chicago auswandern. Am 20. Mai 1938 beschreibt Lewis Mumford die herausragenden Verdienste Karl Schneiders um die Entwicklung einer modernen Architektur in Deutschland: „Solche architektonische Fähigkeit, so humane Formen sind Amerika angemessen und wir tun gut, Karl Schneider willkommen zu heißen. Denn er kann uns demonstrieren, wie die Struktur des modernen Lebens in wahrhaft lebendige Baustrukturen transformiert wird, Gebäude, die den Geist, das Ziel und die Funktion unserer Gegenwart verkörpern wollen.“

Doch das offizielle Amerika hat nicht diesen Weitblick seiner intellektuellen Avantgarde. Schneider muß bei einem Kaufhauskonzern als industrial designer arbeiten. Durch Freunde vermittelt tritt Schneider noch 1945 eine neue Stelle an, die ihn aus seiner materiellen Not befreien sollte. Aber nach kurzer, schwerer Krankheit stirbt Karl Schneider am 11. 12. 1945 in Chicago.

Im Nachkriegsdeutschland ist nichts mehr zu finden von seiner ehemaligen Aktualität in der Auseinandersetzung um das Moderne Bauen. In den 20iger Jahren gab es kaum eine Publikation in Deutschland über Moderne Architektur, die seine Bauten ausgelassen hätte. Karl Schneiders Lebensweg ist nur ein Beispiel von vielen Emigranten-schicksalen, aber es ist ein hervor-

ragendes für eine Entwicklung, deren Folgen noch heute im geistigen und kulturellen Leben der BRD als Mangel spürbar sind.

1892 in Mainz geboren, tritt Schneider zum ersten Male 1912 in Erscheinung. Seine vielgerühmten Zeichnungen, die den Bauherrn Carl Benscheidt begeistern, sichern Gropius den Auftrag für den zweiten Bauabschnitt der Fagus-Werke in Ahlfeld. 1915–16 treffen wir Schneider im Atelier von Peter Behrens. 1921 holt ihn Fritz Höger, der gerade am Chile-Haus arbeitet, nach Hamburg. 1922/23 überrascht Schneider die Fachwelt mit einer der ersten modernen Landhäuser, der Villa Michaelson auf dem Falkenstein. Eine rein kubistische Konzeption von Baukörpern zu einer neuen Einheit mit der Landschaft verbunden schafft eine neue Architektursprache. Gropius publiziert dieses Haus im ersten Bauhausbuch als eines der wichtigsten Beispiele für das Moderne Bauen.

Die folgenden Jahre sind gekennzeichnet durch fast unzählige Wettbewerbsarbeiten, Innenraumgestaltungen und kleinere Aufträge. Erst 1927–28 schafft Schneider in dem konservativen Hamburg den Durchbruch mit dem 1. Preis beim Wettbewerb um die Großsiedlung Jarrestadt. Seine sozialräumliche Konzeption hat bis heute an Aktualität im Städtebau nichts eingebüßt. Sie ist nicht nur zur gleichen Zeit entworfen wie Bruno Tauts und Martin Wagners Hufeisensiedlung, sondern sie hat auch vergleichbare Qualitäten aufzuweisen. Ein kurze, allzu kurze Zeit der Blüte zeichnet Schneiders Auftragslage, er beschäftigt bis zu 40 Mitarbeiter. Sein Büro wird für viele junge Architekten zur



Karl Schneider



Hamburger Kunstverein, 1929/30

wichtigen Station, wie er es bei Gropius und Behrens erlebt hat. Großwohnanlagen, Industrie- und Kulturbauten sowie eine Vielzahl hervorragender Landhäuser entstehen in jenen Jahren. Um nur einige zu nennen: der Entwurf für die Hamburger Kammerspiele, der Hamburger Kunstverein, das Großkino „Emelka-Palast“ und die Röntgenröhrenfabrik in Fuhlsbüttel sind Meilensteine auf dem Weg zur Entwicklung von Bautypen. Die Weltwirtschaftskrise setzt dieser Bautätigkeit ein jähes Ende. Schneider wird 1930 zum Leiter der Architekturklasse an die Landeskunstschule in Hamburg berufen. Sein gesamtes oeuvre wird 1931 in dem von ihm gebauten Kunstverein zum ersten Mal ausgestellt. Am 1. 9. 1933 wird Schneider von der Landeskunstschule entlassen, die Bauämter angewiesen, keine Baugenehmigung mehr an ihn zu erteilen.

Mit dem Vorwurf des Kulturbolschewismus wird das kulturelle Leben Hamburgs lahmgelegt, Berufsverbote, Ausstellungsschließungen und persönliche Verfolgungen durchgeführt.

Heimlich, mit der Unterstützung von Freunden arbeitet Schneider weiter, macht Idealentwürfe und Wettbewerbe, bis eine Denunziation bei der Gestapo ihn ins Versteck und schließlich zur Auswanderung treibt. Sein Nachlaß fällt den Bombennächten über Hamburg zum Opfer.

Was bleibt, sind Bruchstücke seiner Bauten, oft durch Unverständnis nach dem Krieg zerstört, ein Stück architektonischer Poesie, was uns heute so tut.

Robert Koch

Die Grünen im Bundestag

Sanierungskonzept der GRÜNEN für die Neue Heimat

Die Grünen im Bundestag sehen in der Krise der Neuen Heimat die Chance zur Demokratisierung des gemeinnützigen Wohnungssektors, zu den rd. 3,3 Mio Wohnungen gehören. Die Grünen verurteilen die Bundesregierung, die die wohnungs- und städtebaupolitischen Fehlschläge der Neuen Heimat zum Anlaß nimmt, die völlige Zerschlagung der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft vorzubereiten. Damit würde ein weiteres Hindernis gegen die mieterfeindliche Marktwirtschaft beseitigt.

Die Neue Heimat bestimmt mit ihrer Geschäftspolitik das Bild in der Öffentlichkeit. Jedoch bestehen daneben über 1000 vorwiegend kleinere Genossenschaften mit 500 - 1000 Wohnungen, die jetzt mit in den Strudel hineingerissen werden. Die Grundidee der Wohnungsgemeinnützigkeit von Solidarität und Selbstorganisation muß erhalten bleiben, um die Wohnungen dauerhaft zu sichern. Daher fordern die Grünen zur Lösung der Krise der Neuen Heimat:

Demokratisierung durch Selbstverwaltung der Bewohner

Die Bestände der Neuen Heimat bieten die einmalige Chance, mit der Demokratisierung des Wohnens zu beginnen. Durch eine bewohner-nahe Entflechtung der NH können folgende Organisationsformen nebeneinander entstehen:

- **Bewohnerträger:** Bewohner erwerben ihre Wohnungen, der Boden bleibt im Besitz eines kommunalen Sondervermögens, um die Sozialbindung zu sichern. Die Häuser werden von den Bewohnern selbst verwaltet.

- **Verwaltungs-genossenschaften:** Bewohner bilden eine Genossenschaft, die die Verwaltung selbst übernimmt oder in ihrem Auftrag durchführen läßt. Häuser und Boden verbleiben im Besitz des Sondervermögens.

- **Verwaltungsunternehmen:** gemeinnützige Betriebe bewirtschaften Mietsozialwohnungen, die im

Besitz des Sondervermögens sind. Die Geschäftspolitik wird durch paritätische Mieterbeteiligung kontrolliert.

Entflechtung und Auflösung der Neue-Heimat

Die Dezentralisierung auf die kommunale Ebene und die Entflechtung der Neuen Heimat in bewohnernahe Verwaltungseinheiten schafft erst die Voraussetzung für die (teilweise) Selbstverwaltung durch die Bewohner. Die Betriebsteile, die bisher den Neubau von Wohnungen abwickeln, sind in separate Betriebe einzubringen, die zugleich die technische Beratung und Betreuung auch für Selbsthilfemaßnahmen der Bewohner übernehmen müssen.

Stop des Ausverkaufs der Wohnungsbestände

Die Wohnungen der Neuen Heimat sind als Gesamtbestand zu erhalten. Sozialpolitisch ist dies zur Sicherung der Wohnungsversorgung notwendig. Zugleich muß der Bestand gerade an älteren entschuldeten Wohnungen als Umverteilungsmasse für die Finanzsanierung erhalten bleiben. Der Verkauf an nicht-gemeinnützige Unternehmen muß sofort verboten werden, weil diese Betriebe die Mietpreis- und Sozialbindungen leichter lösen können, insbesondere wenn die Sozialwohnungen leerstehen. Mit der Übernahme durch andere gemeinnützige Wohnungsunternehmen würde wegen ihrer Betriebsstruktur auch die Chance zur Demokratisierung verkauft.

Übernahme der Wohnungen durch „KOMMUNALE SONDERVERMÖGEN“

Die Sondervermögen garantieren den Erhalt der bestehenden Preis- und Sozialbindungen und die langfristige Entschuldung. Sie übernehmen die Vermögensverwaltung, d.h. die Umschuldung der (Sozial-) Wohnungen der Neuen Heimat. Durch

die notwendige Umschuldung und den Einsatz von langfristigen öffentlichen Förderungsmitteln kann auch die sog. degressive Förderung entfallen, die für die Mietsprünge verantwortlich ist. Weitere Mittel kommen aus einer einheitlichen Solidarábgabe, die an die Stelle der unterschiedlich hohen Kapitalkosten-anteile in den bisherigen Sozialmieten tritt.

Gemeinsame Finanzsanierung durch Staat, Gewerkschaft und Gläubigerbanken

Der Übernahmepreis der Wohnungen sollte sich nach dem Ertragswert der preisgebundenen Mieten richten. Dieser Ertragswert legt den Finanzrahmen fest, der für Staat, Gewerkschaft und Banken gemeinsam besteht. Der Bund (resp. andere Gebietskörperschaften) hat sich aus sozialer Verantwortung an der Sanierung der Neuen Heimat mit 1,5 Mrd DM zu beteiligen. Die öffentlichen Subventionen werden nur gewährt, wenn die Gläubigerbanken zu einem Forderungsverzicht in gleicher Höhe bereit sind. Ein Konkurs der NH würde den gesamten Immobilienmarkt ruinieren. Die Gewerkschaften haben als Inhaber und damit als Hauptverantwortliche für die Krise der Neuen Heimat sich durch Kaufpreisverzicht und Kapitalnachschuß an der Sanierung zu beteiligen.

Durch die Übernahme der Wohnungen in „Kommunale Sondervermögen“ wird der Ausverkauf verhindert. Die eklatanten Verstöße der Neuen Heimat gegen die Wohnungsgemeinnützigkeit können nur mit ihrer Auflösung und der Überführung der Wohnungen in Sondervermögen und nicht mit der Freigabe in den mieterfeindlichen Markt beantwortet werden.

Die Grünen im Bundestag vertreten den Grundsatz: „Einmal öffentlich gefördert - dauerhaft sozialgebunden“

Kontaktadresse: Wolfram Grüber, Die Grünen im Bundestag, Tel. 0228-16-9140

Vermischtes

NRW-Wettbewerb „Ökologisches Bauen“

Unter der Schirmherrschaft des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen hat das Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr den Landeswettbewerb „Ökologisches Bauen“ ausgeschrieben und die kommunalen Gebietskörperschaften, Planer, bürgerschaftliche Gruppen, private Bauherren und gemeinnützige Wohnungsunternehmen aufgerufen, sich hieran zu beteiligen.

Durch den Wettbewerb sollen realisierte Maßnahmen, die der Stabilisierung und Verbesserung der Stadt- und humanökologischen Situation dienen, nach ökologischen Kriterien bewertet und transparent gemacht werden, was im Vergleich zu konventioneller Bauweise mit dem Ziel der Entlastung vorteilhaft ist; zugleich soll der Wettbewerb Initiativen fördern, neue Vorhaben unter ökologischen Gesichtspunkten zu planen und zu bauen, prämierte Vorhaben will die Landesregierung bei der Realisierung tatkräftig unterstützen.

Der Wettbewerb wird in zwei Teilen mit unterschiedlicher Laufzeit durchgeführt. Teil I für bereits realisierte, Teil II für in Planung befindliche Vorhaben; Wettbewerbsbeginn ist der 1. Januar 1986. Abgabetermin zu Teil I ist der 30. April 1986 (Preisverleihung im August 1986), zu Teil II 30. November 1986 (Preisverleihung 30. März 1987).

Nähere Informationen auf Anfrage beim Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr Nordrhein-Westfalen, Breite Straße 31, 4000 Düsseldorf 1; Telefon 0211/837-4546

Internationales Architekturstudententreffen Turin

Die alljährliche Sommerschule für Architekturstudenten, die von EASA (European Architecture Students Assembly) organisiert wird, wird in diesem Jahr vom 2.-17. August in Turin in Italien stattfinden. Die Sommerschule ist ein internationales Seminartreffen, das von Architekturstudenten für Architekturstudenten organisiert wird. Mit der 6. Assembly folgt EASA der Tradition der vorangegangenen, bei denen jeweils ca. 500 Studenten aus 25 Ländern teilgenommen haben.

Die Intention der EASA ist es, die Ausbildung der Studenten durch Assemblies (Seminartreffen), Kommunikation und internationale Ausstellungen zwischen den Studenten der Architekturschulen Europas weiter voranzutreiben. EASA bietet eine Alternative zu den traditionellen Methoden Lehrmethoden, indem es die experimentellen und praktischen Aspekte der Architektur verstärkt.

EASA GERMAN SECTION
European Architecture Students Assembly
c/o Norbert Holthausen
Hubertusstr. 27
5100 Aachen

Termine

Am 13. Februar wird am Centre Georges Pompidou die Ausstellung: Wien 1880-1938, Geburt eines Jahrhunderts eröffnet. Die Ausstellung geht bis zum 5. Mai 1986.

Exkursion in die DDR

Veranstalter: DWB e.V. mit DWB Bayern vom 28. Mai bis 2. Juni 1986

Programm:

28. Mai
Weimar, Bauhaus und Stadtbesichtigung
29. Mai
Erfurt und Jena, Stadtbesichtigung
30. Mai

Dresden, Stadtbesichtigung, Besuch der Semperoper

31. Mai
Dresden-Hellerau, Dessau (Bauhaus, Gropius-Bauten, Wörlitzer Gärten, etc.)

1. Juni
Berlin-Ost, Magdeburg, Stadtbesichtigungen

2. Juni
Magdeburg, Fortsetzung Stadtbesichtigung, Rückfahrt

Beginn und Ende der Exkursion voraussichtlich Göttingen oder Hannover. Stadtbesichtigung heißt vor allem fachliche Besichtigung von Architektur und Städtebau, insbesondere Orte, die im Zusammenhang der Werkbund-Geschichte interessant sind und hervorragende Sehenswürdigkeiten (Goethe-Haus, Zwinger, etc.), soweit möglich in Begleitung von Fachleuten und

Kennern. Einzelheiten konnten noch nicht endgültig mit dem DDR-Reisebüro abgestimmt werden. Insofern ist das Programm hier noch allgemein formuliert. Aufgrund der bisherigen Vorarbeit ist aber auf jeden Fall eine fachlich interessante Exkursion zu erwarten. Teilnahmeberechtigt sind Werkbundmitglieder und Freunde. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt auf 30.

Der Preis für Organisation, Fahrt, Übernachtungen, Vollverpflegung, Besuch Semperoper (noch nicht garantiert): 860,- DM. Unterbringung in Interhotels.

Wir bitten Sie, sich bis Ende Februar 1986 anzumelden oder uns zumindest Ihr Interesse mitzuteilen.

Deutscher Werkbund e.V.
Alexandraweg 26
6100 Darmstadt
Tel. 061 51/4 64 34

Einen umfassenden Überblick über Neuerscheinungen und lieferbare Titel zu allen Gebieten der Architektur und des Designs bieten folgende Buchhandlungen, bei denen kostenlos Architekturkataloge angefordert werden können:

Bücherbogen am Savignyplatz,
1000 Berlin 12,
Stadtbahnbogen 593,
Telefon 030/3 12 19 32

Buchhandlung Walther König,
5000 Köln 1, Ehrenstraße 4,
Telefon 02 21/23 55 99

Krauthammer, 8025 Zürich 1,
Obere Zäune 24,
Telefon 01/2 51 20 10

Sautter + Lackmann,
2000 Hamburg 13, Klosterstern 8,
Telefon 040/46 20 71

Wasmuth, 1000 Berlin 12, Harden-
bergstraße 9a, Telefon 030/31 69 20
oder 3 13 82 93

Buchhandlung L. Werner,
8000 München 2,
Residenzstraße 18,
Telefon 089/22 69 79 oder 22 57 70

Buchhandlung Cornelia Wolf-
Raeune, 4000 Düsseldorf 1,
Marktplatz 6, Rathausarkaden,
Telefon 02 11/32 68 68

Architektur aktuell

BAD-Handbuch 1985/86. Hrsg.: Bund
Deutscher Architekten BDA, Redak-
tion: Carl Steckeweh - Christians +
Reim Verlag, 322 S., DM 50,-

Fathy, Hassan. Essays by J.M. Ri-
chards und I. Serageldin, - London
1985, ca. 192 S., 170 (80 farb.) Abb.,
geb., DM 90,-

Kultermann, Udo: Zeitgenössische
Architektur in Osteuropa, DuMont
Buchverlag, 254 S., 196 (16 farb.)
Abb., kart., DM 38,-

Libeskind, Daniel: Theatrum Mundi
- London 1985, Leporello m. 12
Zeichnungen, DM 82,80

Museumsarchitektur 1985. Hrsg.: In-
geborg Flagg - Hans Christians Ver-
lag, 96 S., 162 Abb., kart., DM 29,80
Rossi, Aldo. Buildings and Projects

1959-1983, Hrsg. Arnell, Peter u. T.
Bickford - Rizolli, 320 S., 750 (250
farb.) Abb., kart., DM 84,-

Wiener Wohnbau-Wirklichkeiten.
Katalog zur Ausstellung - Compress-
Verlag, Wien, 384 S., 400 Abb.,
DM 38,-

Werner, Frank: Klassizismen und
Klassiker. Tendenzen europäischer
Gegenwartsarchitektur - DVA, 148 S.,
zahlr. Abb., geb., DM 76,-

Architekturgeschichte

architextbooks Nr. 6-10 in Kassette
(E. Mendelsohn, M. v.d. Rohe, H.
Poelzig, H. Scharoun, F. Schuhma-
cher) DM 50,-

Caldenby, Claes u. O. Hultin: As-
plund, E.G. - Stockholm 1985, 131 S.,
182 Abb., engl., geb., DM 98,-

Durth, Werner: Deutsche Architekten
- Biographische Verflechtungen
1900-1970 - Vieweg, 400 S., 540
Abb., geb., DM 78,-

Grüning, Michael: Der Architekt Kon-
rad Wachsmann - Löcker Verlag, 588
S., 48 S. Bildteil, geb., DM 68,-

Novy, Klaus u. M. Prinz: Illustrierte
Geschichte der Gemeinwirtschaft -
Verlag J.H.W. Dietz, 240 S., 300 Abb.,
kart., DM 30,-

Probst, H. u. Ch. Schädlich: Walter
Gropius Bd. 1: Der Architekt und
Theoretiker - Ernst & Sohn, 292 S.,
482 Abb., geb., DM 78,-

Spaeth, David: Mies van der Rohe -
DVA, 180 S., 235 Abb., geb., DM 74,-

Wichmann, Hans: Industrial Design -
Kunst, die sich nützlich macht - Pre-
stel, 524 S., 1176 Abb., geb., DM 168,-

Wichmann, Hans: Sep Ruf - DVA,
224 S., 320 Abb., geb., DM 68,-

Wijdeveld, Paul: Das Haus Wittgen-
stein - Amsterdam 1985, 144 S.,
zahlr. Abb., Modell 1:100, zus.
DM 75,-

Architekturtheorie

Achleitner, Friedrich: Nieder mit Fi-
scher von Erlach, Schriften zur Archi-
tektur - Residenz-Verlag, 250 S., 60
Abb., geb., DM 42,-

Dörhöfer, Kerstin u. U. Terlinden
(Hrsg.): Verbaute Räume. Auswir-
kungen von Architektur und Stadtplan-
nung auf das Leben von Frauen -
Pahl-Rugenstein, 130 S., kart.,
DM 18,-

Führ, Eduard (Hrsg.): Worin noch nie-
mand war: Heimat - Baurverlag, 2000
S., kart., DM 42,-

Nerdinger, Winfried: Die Architektur-
zeichnung, Katalog zur Ausstellung
im Deutschen Architekturmuseum -
Prestel, 212 S., 159 Abb., geb.,
DM 98,-

Städtebau

Kähler, Gert: Wohnung und Stadt,
Hamburg, Frankfurt, Wien - Modelle
sozialen Wohnens in den zwanziger
Jahren - Vieweg, 444 S., 259 Abb.,
kart., DM 98,-

Koepf, Hans (Hrsg.): Stadtbaukunst,
Stadterhaltung - 284 S., 260 Abb.,
DM 58,-

Ribbe, Wolfgang u. Wolfgang Schä-
che: Die Siemensstadt - Ernst & Sohn,
800 S., zahlr. Abb., geb., DM 195,-

Rodrigues-Lores, J. u. G. Fehl (Hrsg.):
Städtebaureform 1865-1900 - Chri-
stians Verlag, 260 S., 60 Abb., kart.,
DM 39,50

Scarpa, Ludovica: Martin Wagner
und Berlin - Vieweg, 208 S., geb.,
DM 78,-

Weihsmann, Helmut: Das rote Wien -
edition Spuren, promedia, 400 S.,
zahlr. Abb., öS 338,-

Neue Wege zur menschlichen Stadt,
Loccum Protokolle 8/85 - Olaf
Schwencke (Hrsg.), zu beziehen über:
Evangelische Akademie Loccum -
Protokollstelle - 3056 Rehburg-
Loccum

Bauökologie

Doernach, Rudolf Ilja: Archibio, Bio-
sophie + Architektur - Verlag C.F.
Müller, 200 S., kart., DM 20,-

Duffner, Roswitha: Einfach und ge-
sund leben, 77 Ratschläge für den All-
tag - Institut für Baubiologie + Öko-
logie, Neubeuren, 216 S., viele Abb.,
kart., DM 22,50

Eble, Joachim: Baubiologie, Ökolo-
gie, Baukunst, für eine anthropologi-
sche Architektur - Karlsruhe 1986,
180 S., zahlr. Abb., kart., DM 48,-

Gast, Arbo: Wohnen ohne Gifte, Ein-
richten, Bauen, Renovieren mit natür-
lichen Materialien - München 1985,
143 S., zahlr. Abb., kart., DM 7,80

Katalyse Umweltgruppe u. Gruppe für
ökologische Bau- und Umweltplan-
nung (Hrsg.): Das ökologische Heim-
werkerbuch - Rowohlt, 400 S., zahlr.
Abb., geb., DM 26,-

Schwabe, Karl-Hermann u. G. Ro-
ther: Angewandte Baubiologie, Bei-
spiele aus der Praxis - Waldeck 1985,
125 S., 130 Abb., kart., DM 45,-

Baukonstruktion

Hafer, H. u. E. Böhmer: Glasarchitek-
tur, bewohnte Glashäuser und Glas-
anbauten - 140 S., zahlr. Abb., Litera-
tur- und Herstellerverzeichnis, kart.,
DM 74,-

Kief-Niederwöhrmeier, H. u. H. Nie-
derwöhrmeier: Neue Glaspasagen,
Lage, Gestalt, Konstruktion, Bauten
1975-1985 - Verlagsanstalt Alexan-
der Koch, 172 S., 300 Abb., geb.,
DM 136,-

Lignum, Schweizerischer Arbeitsge-
meinschaft für das Holz (Hrsg.):
Neuer Holzbau in der Schweiz - Bau-
fachverlag, 186 S., 400 Abb., geb.,
Fr 89,-

Und wer lieber etwas für's Auge
sucht, dem sind die Architekturpla-
kate der Edition Lidiarte empfo-
hlen: Das Werk einzelner Architek-
ten, die Entwicklung eines Bautypus
oder die Architektur einer Stadt, wie
sie sich in Stichen und Bauaufnah-
men des 17.-19. Jahrhunderts zei-
gen, werden im Maßstab 1:500 auf
DIN A 1-Formaten wiedergegeben.
Weitere Plakate, auch zur Architek-
tur der Gegenwart, sind in Vorberei-
tung, Preis: 15-20 DM.
Weitere Informationen: Dieter
Marx, Kneesebeckstraße 13/14,
1000 Berlin 12,
Telefon 030/31 31 74 20

**Betr.: 81 ARCH⁺, S. 17. Archi-
tekten und Planerausbildung
für die Praxis? Bericht zum Ko-
loquium an der RWTH Aachen
von Volker Roscher.**

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich kann die hier vorgetragene Bi-
lanz der Diskussion nicht mittragen
- im Gegenteil. Sie mag bestenfalls
die Meinung des Verfassers/Veran-
stalters sein: Nahezu jedes Wort ist
von der Sache her einfach blödsin-
nig - „eingefahren“? „Privatarchi-
tekt“, „sich hauptsächlich“ auf die
„ökonomische Effizienz des Mark-
tes bezogen“???

Wenn das 1% der Diskussion ge-
wesen sind - gut - gegen das Katego-
rienpaar „Privatarchi-tekt“ contra
„Sozialarchitektur“ als Definition und
Ausschließlichkeit hätte ich heftigst
protestiert - nicht zuletzt, wenn
Ausbildung in der Hochschule auf
dem Niveau der anscheinend ewi-
gen Feind-Bild-Konstruktionen ge-
schieht. Dialog? Schnee von ge-
stern? Paßt zu „Zeitgeist“. Weil die
Herausgabe des Buches mit dem

gleichen Anstand erfolgte, habe ich
meine Einwilligung zur Veröffentli-
chung meines Beitrags inzwischen
zurückgezogen.

Mit freundlichem Gruß
Marlene Zlonicky-Krawietz

**Betr.: 83 ARCH⁺, Seite 3-7,
Deutsches Historisches Museum**

Guten Tag meine Damen und
Herren,
sollte trotz Ihres Boykotts ein „Mu-
seum für deutsche Geschichte“ in
Westberlin gebaut werden, dann
schlage ich vor, daß Christo an-
schließend das Ganze verpackt und
somit für immer unsichtbar macht.
Herr Kohl und seine Freunde haben
dann ein pflegeleichtes National-
Museum und Berlin hat endlich ei-
nen „Christo“

Mit verständnisvoll-freundlichen
Grüßen
J. Friedrichs

Vermischtes

Das neue BDA-Präsidium

Präsident Wilhelm Kücker und Vi-
zepräsident Ulrich S. von Altenstadt
werden nach dem einstimmigen Vo-
tum der 76. Delegiertenversamm-
lung des BDA vom 6. Dezember
1985 in Bonn-Bad Godesberg auch
in den nächsten zwei Jahren an der
Spitze des BDA stehen. Neu ins Prä-
sidium gewählt wurden die Düssel-
dorfer BDA-Architektin Brigitte Pa-
rade und der Vorsitzende des BDA
Baden-Württemberg, Klaus Jürgen
Zabel. In ihren Ämtern bestätigt
wurden Walter Ehlers und Jürgen
Pahl. Kooptiertes Mitglied des Prä-
sidiums bleibt Peter Trint in seiner
Eigenschaft als Schatzmeister des
Bundesverbandes der Freien Berufe
(BFB).

Mit Dank und Anerkennung für das
über Jahrzehnte währende Engage-
ment verabschiedete die Delegier-
tenversammlung Hans Budde, Bre-
men, und Eberhard Zell, Lübeck,
die dem neuen Präsidium nicht
mehr angehören. BDA-Präsidium
1986/87:

Präsident:
Prof. Dr.-Ing. Wilhelm Kücker,
München
Vizepräsident:
Dipl.-Ing. Ulrich S. von Altenstadt,
Leverkusen

Weitere Mitglieder:
Dipl.-Ing. Walter Ehlers, Hannover
Prof. Dipl.-Ing. Jürgen Pahl, Engels-
kirchen
Dipl.-Ing. Brigitte Parade, Düssel-
dorf
Prof. Dr.-Ing. Klaus Jürgen Zabel,
Stuttgart
Koopt. Mitglied:
Dipl.-Ing. Peter Trint, Köln

ARCH⁺ sucht Architektur- und Städtebauzeitschriften,

insbesondere zur Zwischenkriegs-
zeit (Bauwelt, Baumeister, Was-
muths Monatshefte für Baukunst,
Städtebau etc.) und Nachkriegszeit
(Baukunst und Werkform, Baumei-
ster, Die Neue Stadt etc.)

Des weiteren suchen wir Architek-
turnachlässe.
Tel. 02 41/50 47 95